



# LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

## **Aufwärts. Jahrgang 4, Nr. 21 October 18, 1951**

Köln: Bund-Verlag, October 18, 1951

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.



■ Dresden, 15. Oktober 1952  
DGB Jugendversammlung  
in Sachsen eine Utopie?

■ 30 km hinter dem Eisernen  
Vorhang.

■ Segelflieger wieder in  
Deutschland.

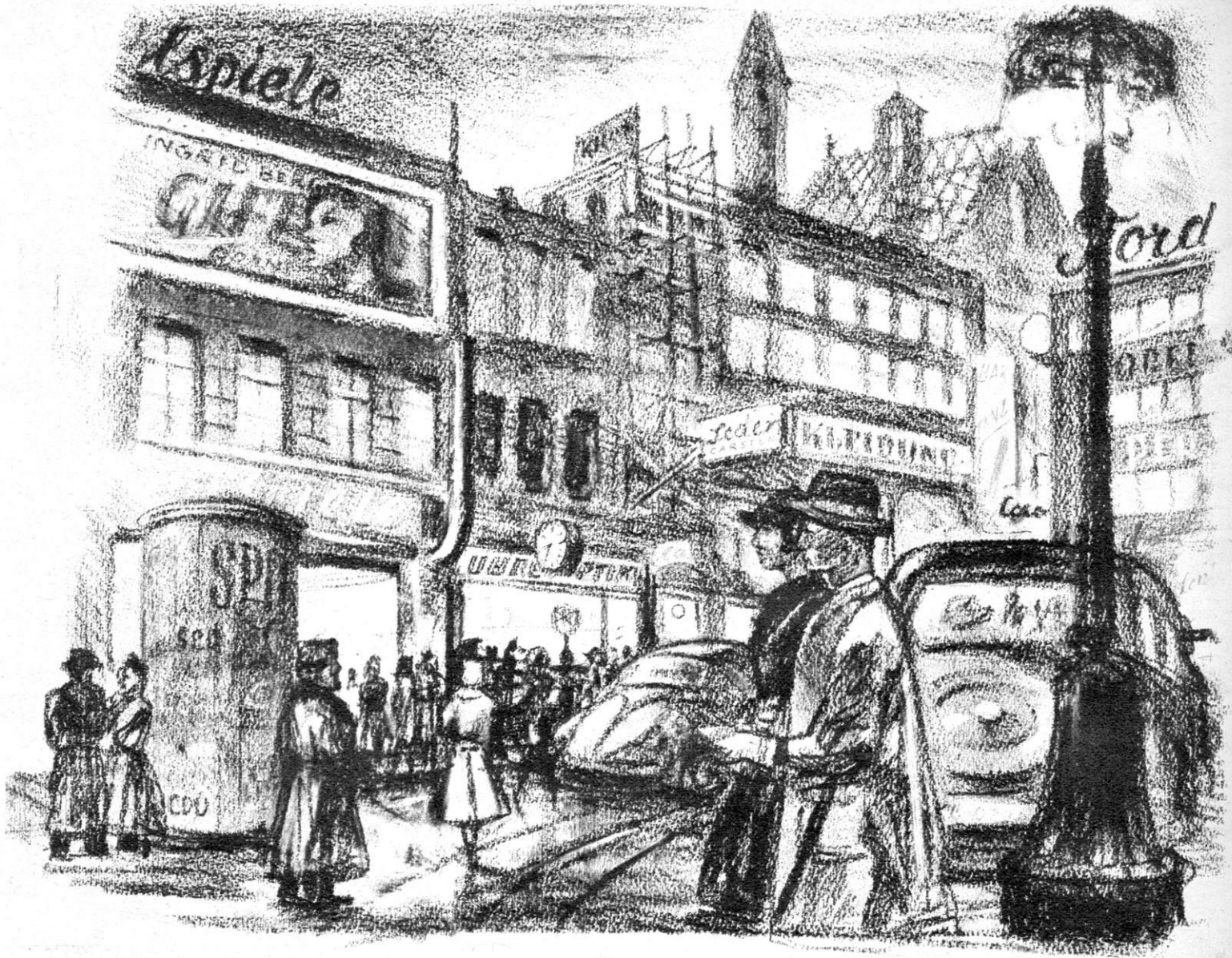
■ Vier auf einer einsamen  
Insel • Robinsonade  
zwischen Möwen und  
Enten.

■ Im Westen nichts Neues.  
Überbelichtet.

■ Football, eine Krankheit.

■ Das Bilder-Preisrätsel.





## DRESDEN, 15. OKTOBER 1952

Das war schnell gegangen. In etwas mehr als neun Stunden brachte mich der FD von Köln nach Dresden. Ohne Aufenthalt war die Fahrt. Da, wo einmal die kleinen Haltestationen des Eisernen Vorhangs waren, fuhr der Zug in unverminderter Geschwindigkeit durch. Die Zeit der Interzonenpässe gehörte der Vergangenheit an.

Es war ein leuchtender Oktobertag. Strahlende Sonne lag über Dresden, der Stadt, die mit ihren Baudenkmalern, ihren Kunstschätzen zu den schönsten der Welt gezählt wurde. Aber diese Schönheit ist nicht mehr. Am 13. Februar 1945, wenige Wochen vor Beendigung des Krieges, starb diese Stadt innerhalb zwölf Stunden. Auf viele Kilometer im Quadrat wurde Dresden in diesen Stunden durch Bombenangriffe unvorstellbaren Ausmaßes vernichtet. Dresden besteht heute nur noch aus Vororten.

Und doch wurde wieder aufgebaut. Zwar nicht in dem großen Rahmen wie in den Städten Nord-, West- und Süddeutschlands, aber die Straßenbahnen fahren wieder, mancher schöne Bau und die gesprengten Brücken über die Elbe zur Neustadt hin sind neu entstanden.

Auf dem Bahnhofsvorplatz fiel mir als erstes eine große Plakatwand auf mit den Ankündigungen der politischen Parteien. Sie waren zwar einige Wochen alt, aber doch aufschlußreich. Verblichen und teils abgewaschen waren die Namen Konrad Adenauer, Kurt Schumacher, Carlo Schmid, Karl Arnold, Fritz Schäffer, Franz Blücher, Otto Grotewohl, Wilhelm Pieck u. a. zu lesen, die alle auf großen Kundgebungen ihrer Parteien zur gesamtdeutschen Wahl gesprochen hatten. Neben diesen alten Ankündigungen klebte eine neue „Am 4. November spielt Schalke 04“.

Die Straßenbahn brachte mich zum Postplatz, dem Verkehrszentrum der Stadt, wo reges Leben herrscht. In der Nähe liegt der zer-

störte Zwinger, einst ein Wahrzeichen Dresdens. Mit dem Wiederaufbau dieser einzigartigen Anlage soll bald begonnen werden. Dem Zwinger gegenüber, an der Ostraallee, liegt das neu erstandene Schauspielhaus. Neugierig betrachte ich den Spielplan. Man spielt „Die Geisterkomödie“ des Amerikaners Noël Coward. Karl Zuckmayers „Gesang im Feuerofen“, Bert Brechts „Mutter Courage“ und andere Stücke namhafter russischer und amerikanischer Autoren. Ein bunter Wechsel. Auf meine Frage an der Kasse sagt man mir, daß das Theater jeden Abend ausverkauft ist. Ein Stück weiter sind über einem Kino Ingrid Bergman und Cary Grant groß plakatiert. Es läuft der amerikanische Film „Weißes Gift“. An den





Zeitungskiosken hängen neben den einheimischen Druckerzeugnissen „Sächsische Zeitung“ und „Dresdner Anzeiger“ auch „Die Welt der Arbeit“, „Die Neue Zeitung“, München, „Die Frankfurter Rundschau“ und andere Zeitungen aus dem Westen aus. Ebenso liegen die Bücher russischer, amerikanischer, deutscher, englischer Autoren zum freien Verkauf in den Fenstern der Buchhandlungen.

Nachmittags besuchte ich die DGB-Bundesschule im Schloß Egberg an der Bauzener Straße, die früher Landesschule des FDGB war. Hier konnte ich Kollegen aus München, Trier, Aachen, Bremen, Leipzig, Halle usw. begrüßen, die an einem Lehrgang teilnahmen. Sie freuten sich, die ersten Kollegen zu sein, die an einem Lehrgang des nunmehr großen deutschen Gewerkschaftsbundes, der alle vier Zonen umfaßte, teilnehmen zu können.

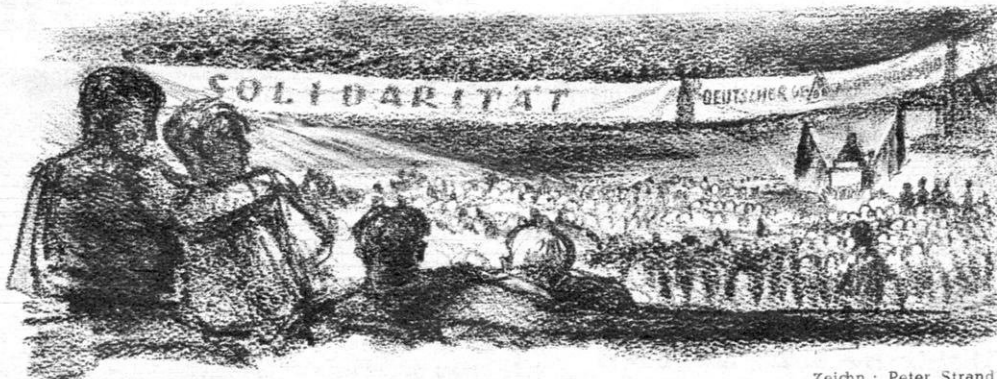
Am Abend hatte die Gewerkschaftsjugend zu einer Begrüßungsfeier eingeladen. Anlaß war, daß der Bundesjugendausschuß erstmalig in der ehemaligen Ostzone tagte. Der Saal, der über 1200 Personen faßt, konnte die jungen Kolleginnen und Kollegen nicht



alle fassen. Im Rahmen der ausgezeichneten Darbietungen sprach Willi Ginhöld über die Aufgaben der Gewerkschaftsjugend.

Das sind nur einige Momentaufnahmen dieses Tages. Und was sah ich sonst? Russische Soldaten kaum. In den Schaufenstern große Warenmengen aller Art zum freien Verkauf. Die Rationierung war aufgehoben. Das politische Leben war frei. Genau wie in Frankfurt am Main konnten jetzt auch in Dresden

den alle politischen Parteien ihre Versammlungen abhalten. So wie in Westdeutschland war, dem Willen der Wähler folgend, das wirtschaftliche, soziale und politische Leben in der Umstellung und Angleichung. Diese Umstellung und Angleichung ist erst in ihren Anfängen, da sie zu ihrer gesetzlichen Verankerung ihre Zeit braucht. Aber niemand ist deshalb ungeduldig. Die Menschen in den Betrieben und auf der Straße wissen, daß diese Dinge ihre Zeit brauchen. Für alle ist im Augenblick das bedeutsamste Ereignis, daß nicht von West- und Ostdeutschland, sondern nur von Deutschland gesprochen wird.



Zeichn.: Peter Strand

### Ja, ein Deutschland in Freiheit und . . .

Ehe ich weiterschreiben konnte, sagte jemand hinter mir: „Was du da schreibst, stimmt doch gar nicht!“

Tatsächlich. Der vorstehende Bericht aus Dresden ist eine Vorstellung, ein Traum, eine Fata Morgana. Ist etwas, was noch nicht ist, das aber von allen Deutschen gewünscht, ersehnt und gewollt wird. Eben weil es Gesamtwille des Volkes ist, darf keine Chance ausgelassen werden, die zu einem einheitlichen Deutschland führen kann.

Die gewerkschaftliche Meinung zu dem augenblicklich stark diskutierten Thema der Wiedervereinigung Deutschlands ist durch den Bundesausschuß des DGB klar formuliert. Die Gewerkschaften der Bundesrepublik treten schon seit ihrem Bestehen für eine Wiederherstellung der deutschen Einheit ein. Sie begrüßen die Beschlüsse des Deutschen Bundestages vom 27. September für die Abhaltung freier, allgemeiner und gesamtdeutscher Wahlen.

Freie Wahlen sind nur möglich, wenn der Wähler frei von Angst sein kann. Das heißt, der Wähler im Osten muß frei und ohne

Zwang die Partei wählen können, die seinen Wünschen entspricht. Um dies zu gewährleisten, hat der Deutsche Bundestag ein 14-Punkte-Programm für gleiche, geheime und unabhängige Wahlen unter internationaler Kontrolle in ganz Deutschland verabschiedet und den Sowjetzonen-Behörden zugeleitet. In klarer Formulierung gewährleisten diese 14 Punkte die Freiheiten und Rechte der Bevölkerung zur Wahl. Sagt man in der Ostzone „Ja“, dann ist der Weg von den Deutschen aus für gesamtdeutsche Wahlen frei.

Die letzte und endgültige Entscheidung liegt in den Händen der vier Besatzungsmächte. Aber sitzen erst Deutsche gemeinsam an einem Tisch, so werden sich die vier Alliierten dem gemeinsamen deutschen Willen nicht entziehen können.

Durch positive Vorschläge und klare Formulierungen müssen Bundestag und Bundesregierung den Ostzonenpolitikern keine Möglichkeit des Ausweichens lassen. Nicht über lange Gespräche, sondern über sofortige freie, gleiche und geheime Wahlen führt der Weg zur Einheit.

H. T.

## KURZ BERICHTET:

Der Geschäftsführende Ausschuß des Deutschen Bundesjugendringes hat sich am 5. September 1951 mit den Ergebnissen der „Begegnung Europäischer Jugend“ auf der Lorelei befaßt. Dieser erstmalige Versuch eines Großtreffens der Jugend Europas von längerer Dauer, dessen Träger der Deutsche Bundesjugendring war, hat zu einer echten Freundschaft vieler tausend junger Menschen über alle Grenzen hinaus geführt, ihnen Verständnis für die Probleme der Vereinigung Europas gegeben und sie zu tätigen Mitarbeitern bei der Schaffung eines einigen Kontinents gemacht. So war die Begegnung ein Erfolg im Sinne der Zielsetzung.

Die Erfahrungen und Ergebnisse der Begegnung werden verantwortungsbewußt ausgewertet. Zugleich wird im Zusammenhang mit der Planung der Aufgaben des Deutschen Bundesjugendringes für 1952 geprüft, in welcher Weise im nächsten Jahr die Begegnung der europäischen Jugend fortgeführt werden kann.

Beamte des Hamburger Senats und der Polizei bestätigten Berichte, denen zufolge in Hamburg, Kiel und Bremen Werber tätig sind, die deutsche Freiwillige für die ägyptische und syrische Armee zu verpflichten suchen.

Eine Jugendkundgebung fand am 30. September 1951 in Westberlin statt. Im Rahmen der Kundgebung sprachen der Bundesminister für gesamtdeutsche Fragen, Jakob Kaiser, und der Regierende Bürgermeister von Berlin, Professor Ernst Reuter, zu der Jugend. Sie sprachen im Namen der Bundesregierung und dankten der Berliner Jugend insbesondere für die geleistete Aufklärungsarbeit während der kommunistischen Weltjugendfestspiele in Berlin.

Wie Bundesminister Kaiser feststellte, hat die junge deutsche Demokratie die Herzen der Jugend noch nicht in dem erforderlichen Maß gewinnen können. Die politische Beeinflussung durch die FDJ sei daher gefährlich.

Der Zentralrat der FDJ der Sowjetzone hat alle größeren Jugendorganisationen des Bundesgebietes zur Teilnahme an einem gesamtdeutschen Jugendgespräch aufgefordert. Die Jugendorganisationen sollten sich für sofortige gesamtdeutsche Beratungen und freie Wahlen einsetzen.

Ein Vorschlag zur Reform des Jugendgerichtsgesetzes ist dem Bundesjustizministerium von der Wissenschaft zugegangen. Danach sollen straffällige Jugendliche heilerzieherisch behandelt werden. Die Novelle zum Jugendgerichtsgesetz soll u. a. bestimmen, daß Jugendliche im Alter von 18 bis 21 Jahren unter gegebenen Voraussetzungen vor Gericht wie Jugendliche zu behandeln sind.

Ein Weißenburger Krieger- und Veteranen-Verein, der sich neu konstituieren will, sieht in seinen Satzungen vor, verstorbene Vereinskameraden „in militärischer Form“ beizusetzen.



# UNSERE MEINUNG

## „VOLKSKORRESPONDENT“

Die kommunistische Partei und ihre Presse scheinen nun doch selbst erkannt zu haben, wie schlecht es mit ihrem moralischen und politischen Kredit in der Deutschen Bundesrepublik bestellt ist.

Die Gewerkschaften dürfen sich einiges darauf zugute halten, daß man gerade ihre Funktionäre dazu äuserwählt, den wenigen Lesern der KP-Presse das zu sagen, was sie aus der Feder ihrer eigenen Redakteure bei aller „Linientreue“ doch nicht mehr glauben. Weil man aber weiß, daß ein seriöser Gewerkschafter es weit von sich weisen würde, den kommunistischen Wortdrehern auch nur eine Zeile zur Verfügung zu stellen, bedient man sich der Methoden, die bisweilen von Pferdehändlern benutzt werden, die eine abgetriebene Mähre an den Mann zu bringen trachten.

So erscheint dann im Gewerkschaftsbüro eines Tages ein kommunistischer „Volkskorrespondent“, der sich äußerlich in nichts von den vielen jungen Kolleginnen und Kollegen unterscheidet, die täglich und stündlich ihre gewählten Vertreter aufsuchen, wenn sie mit den vielen Tagesproblemen allein nicht mehr fertig werden. Mit der Biedermannsmiene eines ehrlichen, interessierten Gewerkschaftsmitgliedes erklärt er, daß er „gern einmal aus erster Hand wissen möchte, wie die Gewerkschaften zum Volkskammer-Appell der Ostzone stehen“.

Er läßt sich, ohne zu widersprechen, erklären, daß der betreffende Gewerkschafter ganz konkrete Auffassungen über wirklich freie und geheime Wahlen hat, die sich wesentlich von dem unterscheiden, was vor

nicht langer Zeit in der Ostzone unter dieser Devise über die Bühne ging.

Auch die Bemerkung, daß der FDGB der Ostzone von den deutschen Gewerkschaftern nicht als freie Arbeitnehmerorganisation anerkannt wird, schluckt der „saubere“ Reporter noch, alles in dem wohlbegründeten Bestreben, sein Inkognito zu wahren. Das Gespräch endet im besten Einvernehmen, mit dem Dank und Hinweis des Besuchers, „daß er nun manches klarer sehe“. Wer beschreibt aber das Erstaunen des nichtsahnenden Gewerkschaftssekretärs, als er ein paar Tage später darauf aufmerksam gemacht wird, daß in der kommunistischen Tagespresse eine Reportage erschienen ist, die seine Ausführungen in vollkommen entstellter Form, und zwar als vorbehaltlose Zustimmung zum Grotewohl-Appell wiedergibt. Die Tatsache, daß in dem Gespräch zwischen den Grotewohlschen Freiheitsvorstellungen und denen in der Deutschen Bundesrepublik ein ausdrücklicher Unterschied gemacht wurde, wird natürlich verschwiegen.

Als Trost bleibt die Tatsache, daß der Leserkreis des betreffenden Blattes erfahrungsgemäß bescheiden klein ist.

Daß sich der junge Mann eines offensichtlichen Betrug es schuldig gemacht und allen Regeln der journalistischen „Fairness“ ins Gesicht geschlagen hat, sei am Rande vermerkt.

An die Adresse des jungen „Volkskorrespondenten“ gesprochen:

Hoffen wir, daß ihm doch eines Tages der Unterschied aufgehen wird zwischen der „Freiheit“, für die er sich mißbrauchen läßt und der Freiheit, wie wir sie als Gewerkschafter meinen.

K. H.

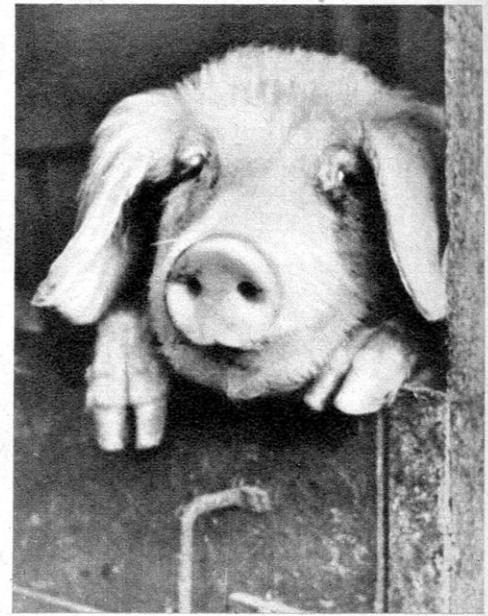
## UBER DIE MISSACHTUNG DES DENKENS

Mit dem Geiste der Zeit befinde ich mich in vollständigem Widerspruch, weil er von Mißachtung des Denkens erfüllt ist. Bei der heutigen Mißachtung des Denkens ist aber noch Mißtrauen gegen es im Spiele. Die organisierten staatlichen, sozialen und religiösen Gemeinschaften unserer Zeit sind darauf aus, den einzelnen dahin zu bringen, daß er seine Überzeugungen nicht aus eigenem Denken gewinnt, sondern sich diejenigen zu eigen macht, die sie für ihn bereit halten. Ein Mensch, der eigenes Denken hat und damit geistig ein Freier ist, ist ihnen etwas Unbequemes und Unheimliches. Er bietet nicht genügend Gewähr, daß er in der Organisation in der gewünschten Weise aufgeht. Alle Körperschaften suchen heute ihre Stärke nicht so sehr in der geistigen Wertigkeit der Ideen, die sie vertreten, und in der der Menschen, die ihnen angehören, als in der Erreichung einer höchstmöglichen Einheitlichkeit und Geschlossenheit. In dieser glauben sie die stärkste Widerstands- und Stoßkraft zu besitzen. Darum empfindet der Geist der Zeit nicht Trauer, sondern Freude darüber, daß das Denken seiner Aufgabe nicht gewachsen erscheint. Er hält ihm nicht zugute, was es bei aller Unvollkommen-

heit schon geleistet hat. Nicht läßt er gelten, was doch Tatsache ist, daß aller bisherige geistige Fortschritt durch Leistungen des Denkens zustande gekommen ist. Auch will er nicht in Betracht ziehen, daß es in der Zukunft noch vollbringen könnte, was ihm bisher nicht gelang. Auf solche Erwägungen läßt sich der Geist der Zeit nicht ein. Ihm kommt es darauf an, das individuelle Denken auf jegliche Weise zu diskreditieren. Wie sehr die Gedankenlosigkeit dem modernen Menschen zur zweiten Natur geworden ist, zeigt sich in der Geselligkeit, die er pflegt. Wo er mit seinesgleichen ein Gespräch führt, wacht er darüber, daß es sich in allgemeinen Bemerkungen halte und sich nicht zu einem wirklichen Austausch von Gedanken entwickle. Er hat nichts Eigenes mehr und wird von einer Art Angst beherrscht, daß Eigenes von ihm verlangt werden könnte.

Mit der preisgegebenen Unabhängigkeit des Denkens haben wir, wie es nicht anders sein konnte, den Glauben an die Wahrheit verloren. Unser geistiges Leben ist desorganisiert. Die Überorganisation unserer öffentlichen Zustände läuft auf ein Organisieren der Gedankenlosigkeit hinaus.

Albert Schweitzer



## Kartoffeln vor die Säue.

Alles für das Schwein — ist heute die Lösung der Landwirtschaft. Das Schwein bringt Geld. Die Preise für Schweinefleisch sind erheblich gestiegen und steigen weiter. Aus diesem Grund geht die Landwirtschaft dazu über, im erhöhten Maße Kartoffeln als Schweinefutter zu verwenden. Da die Kartoffelernte weit geringer ist als die von 1950, kommen wir so zu einer Verknappung und Erhöhung der Kartoffelpreise. Sie sind fast doppelt so teuer wie im vergangenen Jahr.

Die Frankfurter Rundschau stellt folgende Kartoffelrechnung auf:

Ernte (voraussichtlich) .....	23 Millionen t
8 bis 10 v. H. Schwund (auch als Futter nicht zu verwertende Kartoffeln, wie in jedem Jahr) ..rd.	2,0 Millionen t
Eigenbedarf der Bauern .....	rd. 2,5 Millionen t
Pflanzkartoffeln .....	rd. 2,8 Millionen t
Für gewerbliche Zwecke (Stärkefabriken und Brennereien) .....	rd. 0,5 Millionen t
Futterkartoffeln f. d. Schweine .....	rd. 14,0 Millionen t
Speisekartoffeln f. d. Menschen .....	rd. 5,0 = 26,8 Millionen t
Ergibt ein Defizit von .....	3,8 Millionen t

Da die Bauern damit spekulieren, daß die Schweinefleischpreise auf der jetzigen Höhe bleiben, verfüttern sie rund 14 Millionen Tonnen Kartoffeln, so daß für die Verbraucher kaum genügend bleiben. Folge ist — ständige Preiserhöhung dieses Volksnahrungsmittels. Getroffen werden die arbeitende Bevölkerung, Rentner und Kriegsoffer. Die Gewerkschaften haben das Bundesernährungsministerium schon frühzeitig auf die zu erwartende Entwicklung aufmerksam gemacht und gefordert — Festsetzung eines Höchstpreises für Kartoffeln und eine intensive Preisüberwachung. Gleichzeitig haben die Gewerkschaften vorgeschlagen, zollfrei mehr Schweine und Schweinefleisch aus dem Ausland zu kaufen, um die deutschen Preise auf einem erträglichen Niveau zu halten. Wäre dieser gewerkschaftlichen Forderung rechtzeitig entsprochen worden, so wäre es unmöglich gewesen, daß ein Volksnahrungsmittel aus purem Eigennutz zu spekulativen Zwecken mißbraucht wird und die Verbraucher aus finanziellen Gründen kaum Kartoffeln einkellern können.

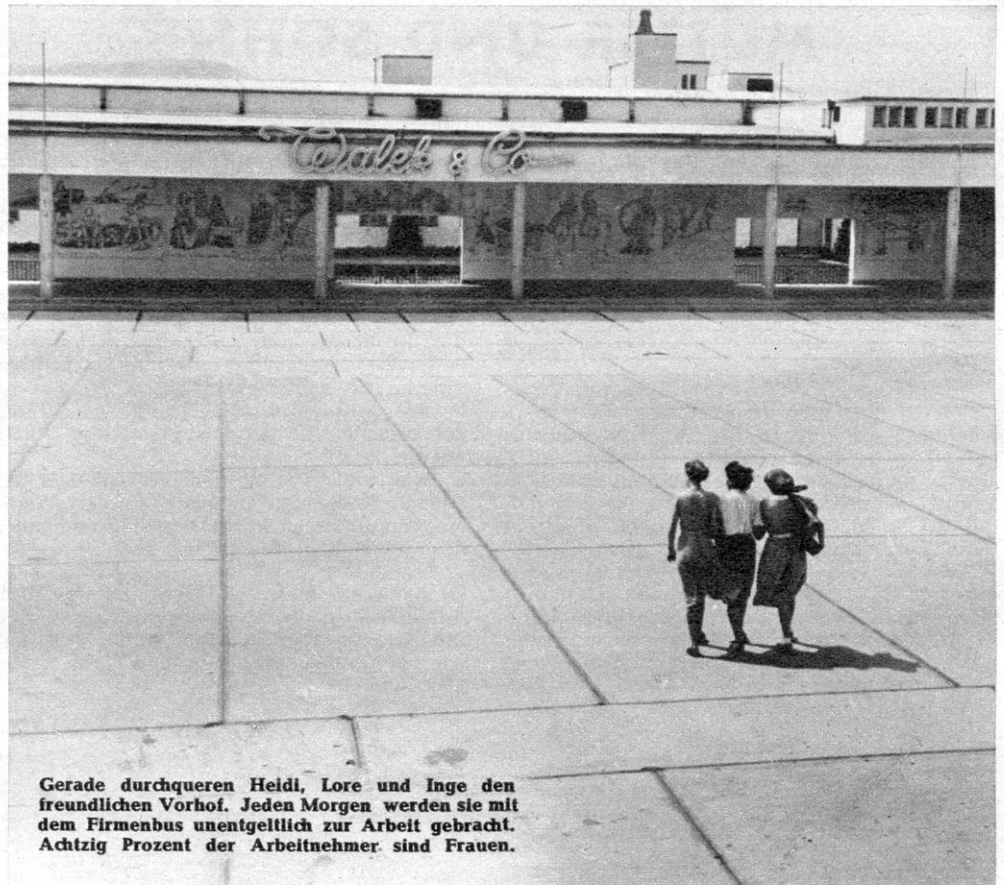
Wenn die Regierung den Verbraucher nicht vor den Spekulationen der Erzeuger und des Handels schützen kann oder will, wie berechtigt ist da die Forderung der Arbeiter, Angestellten und Beamten, daß sie bei höheren Ausgaben zugunsten anderer Schichten höhere Löhne erhalten müssen.

# 30 km hinter dem EISERNEN VORHANG

Die Baumwollspinnerei Walek in der Wiener Neustadt stellt als erste Fabrik in Europa eine so feine Faser her, daß ein Strang von über 250 km Länge nur ein knappes Kilogramm wiegt. Das ist nur möglich, weil sich die Fabrik die neuesten Errungenschaften der Textilindustrie zunutze gemacht hat. Das Herz der Fabrik, die Spinnerei, ist ohne ein einziges Fenster oder ein Glasdach gebaut. Die Arbeiter waren einigermaßen erstaunt, als sie das feststellten. Inzwischen haben sie erfahren, daß der feinen Faser zuliebe der Raum hermetisch abgeschlossen wird, weil geringfügige Veränderungen im Licht, in der Temperatur oder der Luftfeuchtigkeit das Reißen feiner Fasern verursachen können.

Die Arbeitsbedingungen sind trotz dieser Abgeschlossenheit gut. Fluoreszierende Lampen sorgen für gleichmäßiges Licht. Die Luftregulatoren schaffen die gewünschte Temperatur und Luftfeuchtigkeit, und die Luft wird staubfrei gehalten, indem sie alle 5 Minuten vollkommen erneuert wird. Die Gefahr der sonst so häufigen Lungenkrankungen ist gebannt. Geräuschabsorbierende Decken und Wände reduzieren den Lärm der Maschinen.

In diesen Räumen stehen die modernsten amerikanischen Maschinen. Die Gebrüder Walek, deren Spinnerei vor 1936 eine der besten Europas war, erkannten, daß man



Gerade durchqueren Heidi, Lore und Inge den freundlichen Vorhof. Jeden Morgen werden sie mit dem Firmenbus unentgeltlich zur Arbeit gebracht. Achtzig Prozent der Arbeitnehmer sind Frauen.

über dem großen Teich während des Krieges einen ziemlichen Vorsprung erreicht hatte. Als sie ihre größtenteils zerstörte Fabrik vollkommen neu wieder aufbauten, schufen sie ein Musterwerk moderner Textilindustrie. Die Fabrik, die seit 1950 produziert, wird in Fachkreisen sehr beachtet. Betriebsleiter, Ingenieure und Techniker aus allen Teilen Europas und der übrigen Welt kommen, um das Werk zu besichtigen. Die seltensten Besucher sind Amerikaner und Russen. Die Fabrik liegt im russischen Sek-

tor, ist aber zu 50% mit amerikanischen Mitteln aufgebaut. Den Amerikanern ist das Betreten der Sowjetzone verboten. Die Russen halten sich fern, seitdem die Arbeiter sich einmal weigerten, in den Ausstand zu treten.

Walek produziert jährlich 990 000 Kilo feiner Fasern und Garne und die gleiche Menge Kord für Reifen, elektrische Isolierungen und andere Gummierzeugnisse. Das Werk exportiert 60% seiner Produktion an die Länder Westeuropas.



Der Fotograf schnappte Lore bei einer der regelmäßigen ärztlichen Untersuchungen, die in der modernen Praxis des Werkes durchgeführt werden.



Die Fabrik stellt die Arbeitskleidung, liefert ein Mittagessen für 35 Pfennig und garantiert ein Arbeiten in staubfreien, hellen und durch Klimaanlage wohltemperierten Räumen. Walek hat erkannt, daß die Produktionssteigerung wesentlich von guten Arbeitsbedingungen abhängt.



# MÜTTER UND SÖHNE

Liebe, kleine Adeleine, denkst du noch an die Zuckerwürfel, die wir Soldaten uns am todumwehten Chemin des Dames vom Munde sparten, um sie bei der Rückkehr aus dem Schützengraben auf deine weißgescheuerte Fußbank hinzuzählen?

Woher wußtest du so genau die frühe Morgenstunde des siebenten Tages, wenn wir zurück ins Dorf zur Ruhe kamen?

Woher kam deine Ungeduld, die von einem deiner Beinchen auf das andere hüpfte und die sich uns entgegenstürzte, wenn du unsere lehmverklebten Uniformen an der Wegebiegung vor dem Dorfe erblicktest?

War es die Liebe deiner Eltern, die sich in deinem fünfjährigen Kinderherzen um uns deutsche Soldaten bangte und sorgte?

Oder war es das Heimverlangen millionenfacher Wünsche und Begierden, das uns Soldaten in deinem friedensseligen Kindsein Zuflucht suchen ließ?

„Les nos! — Les nos!“ (Die Unsern!) jauchtest du uns entgegen und bautest mit deinen zwei Kinderworten Brücken zwischen Nationen, die nachzumachen die Herrschenden der Welt nicht fähig sind. Ich hob dich, meine Schutzheilige, zu mir empor und trug dich

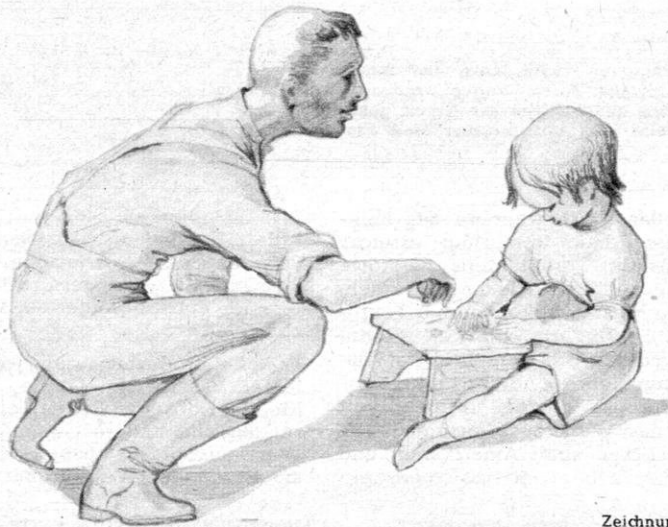
Treppe hinuntersteigen. Seine Frau folgte ihm mit angestoffenen Augen und ließ eine Laterne auf der halben Treppe stehen. Der Bauer setzte einen schweren Korb zur Erde nieder, strich seiner Frau über das Haar, küßte sie und ging hinaus in die Nacht. Mit verhaltenem Schluchzen sah die Frau über die schlafenden Soldaten hin, verriegelte hinter dem Bauer die Tür und ging wieder hinauf. Draußen prasselte der Regen in das Laub. Der Sturm ging an- und abschwellend über das Strohdach, und zwischendurch hörte ich lautes Weinen der Frau, die ruhelos in ihrem Zimmer auf und nieder ging.

In der Morgenfrühe des folgenden Tages marschierten wir in Reservestellung näher an die Front. \*

Es war ein Nebelmorgen, als wir aus den Gräben kamen. Wir sahen in der Wegebiegung auf zehn Schritt Adeleine und riefen ihren Namen in den frühen Tag.

„Adeleine!“  
Es stand ein Stein am Wege, es war nicht Adeleine.

Die Haustür zum Quartier stand weit auf, wie bei armen Leuten Herz und Türen immer offen stehen.



Zeichnung: Herbert Lemkes

durch das Dorf nach Haus. Du schleppst mir den Wasserkrug hinter das Haus und breitest mir das weiße Handtuch aus, daß ich mit reinen Händen meinen Sühnelohn in Zuckerstücken hin auf deine Fußbank zählen möge. Saßen wir abends am Kamin, starteten wir den Ängsten der Schlachten nach und schauderten hinter den toten Kameraden her, deren Stimmen draußen im Sturm jammernd riefen. Die Bauersleute fragten uns nach einer Stadt Friedrichsfeld (im Kriege ein Gefangenenlager). Die Bäuerin schluchzte und verbarg weinend ihr Gesicht.

Ich erwiderte, daß die Deutschen nicht schlechtere noch bessere Menschen als die Nachbarn hier im Dorfe seien, die sich um Nichtigkeiten stritten. Jeder Rohling suche sich Frieden durch Gewalt, gleich, ob er arm oder reich sei. Der Mensch, der Ehrfurcht vor sich selbst habe, fürchte, seine Mitmenschen zu schmähen, denn ihn beherrsche die Ehrfurcht vor jedem Leben. Sicher sei, daß Menschen, je ferner sie allen Gefahren und dem Kampfe um das tägliche Brot stünden, um so gewissloser ihre Niedertracht an Schwächeren — auch an Gefangenen — zu befriedigen suchten. \*

In unserem Schlafräum ging eine Treppe hinauf zu den Schlafräumen der Bauersleute. Wer Jahr und Tag auf der Straße liegt, hat Ohren wie ein Kettenhund.

In einer jener sturmgepeitschten Nächte schrak ich von Schritten auf der Treppe auf. Im halben Dunkel sah ich den Bauer mit einem schweren Gegenstand vorsichtig die

Wir hören in der Stube neben unserem Quartier Schnauzen und Kommandieren, und als Antwort darauf schlurften Holzschuhe hin und her. Dann füllt ein Feldgendarm den Türrahmen. Zögernd reißen wir die Hacken zusammen.

„Sind während der letzten Ruhetage fremde Personen hier im Hause gewesen? — Sie sprechen französisch — haben Sie nichts Verdächtiges in der Unterhaltung der Bauern untereinander gehört?“

„Rien du tout! — Verzeihung, Herr Wachtmeister, nicht das geringste.“

Die Bauersleute starteten uns verzweifelt an, und Adeleine umklammerte die Knie der Mutter, um sie zurückzuhalten, als der Gendarm Mann und Frau auf die Straße schob und zur Ortskommandantur führte.

Ich ging hinüber, bei einem der Nachbarn zu erfahren, was die Festnahme der Familie Ribot zu bedeuten habe.

„Oho, sie haben ihn gefangen!“ sagte mir eine alte Bäuerin, „im Steinbruch oben hinter dem Walde hat ihn der Feldgendarm geschnappt!“

„Was? — Wen gefangen?“  
„Sie wissen nicht? — Lucien, den Sohn von Madame Ribot! — Das wissen Sie nicht?“

Der alte Bauer war dazugekommen. Mein Tabaksbeutel drehte sich in den gichtigen Händen des Alten, und er wurde gesprächig: „Die Deutschen haben vor einem Jahre alle militärpflichtigen jungen Leute einfach fortgeschleppt. Den Lucien auch, er war noch nicht achtzehn. Zum Rhein, in die Kohlen-

gruben. — Das ist Deportation! — Das ist schlimmer als Cayenne! — Aber der Junge ist ihnen ausgerückt! — Sieben Wochen waren die Deutschen hinter ihm her! — Das ist eine lange Zeit! — Unter Waggons, zwischen den Ladungen —, und ohne Brot! — Seit acht Tagen trieb er sich oben in den Wäldern herum. Sein Vater brachte ihm heimlich Essen hinauf in den Steinbruch. Sie haben ihn nicht eher bekommen, bis er gestern ins Dorf zu kommen versuchte, um seine Mutter zu sehen.“

„Und nun?“

„Heute — in der Frühe wollte er zurück, da faßte ihn der Gendarm am Steinbruch. — Und nun, man weiß schon — man wird ihn an die Wand stellen.“

Dabei biß der Alte auf das Mundstück seiner Pfeife, als wollte er es mit den Zähnen zermalmen.

Ich erinnerte mich der nächtlichen Szene auf der Treppe. Das nächtliche Weinen der Bäuerin war mir Erklärung genug.

Nachbarn trugen die Bäuerin ohnmächtig aus der Kommandantur zurück ins Haus. Adeleine umflatterte die Mutter wie ein aus seinem Nest gefallenes Vögelchen.

Als die Frau aus ihrer Ohnmacht erwachte, schrie sie auf: „Lucien! mein Kind! — O mein armes Kind! — Man erschießt ihn!“

Abends kam der Bauer, seinen Sohn Lucien an der Hand, zurück.

„Maman! Man wird ihm nichts tun! — Man erschießt ihn nicht! — Sie haben ein Protokoll aufgenommen, und der Kommandant hat nach Charleville mit dem General telefoniert. Sie geben Lucien einen Tag zu uns nach Haus — für vierundzwanzig Stunden —, und dann geht er nach Deutschland zurück.“

Der Qual der Mutter entsank die Kraft, als sie den Sohn in ihre Arme schloß.

Kein Soldat, der nach Elend und Verderben den Frieden seiner Heimat ersehnt, zog glücklicher als Lucien in sein Elternhaus.

Dem Felddienst folgten Appelle: Stiefelappell! — Rockappell! — Waffenappell! ... In mir appellierte es, Lucien zu sehen und zu sprechen. Beim Gewehrreinen kam Adeleine an der Hand ihres Bruders zu uns herein. Ich war beglückt, die festen Augen in dem jungen Gesicht zu sehen.

„Ich habe eine Bitte an Sie“, wandte sich der junge Franzose an mich. „Meine Mutter hat mir von Ihnen erzählt. Sagen Sie meiner Mutter, daß ich mich in Deutschland gut führen werde und daß mir nichts Böses geschehen wird. Meine Mutter hat Vertrauen zu Ihnen!“

Dabei traten ihm kindliche Tränen in die Augen.

Ich gab ihm zur Antwort meine Hand. \*

Der Abendzug nach Charleville ging planmäßig wie jeder andere Zug, und hinter den roten Schlußzeichen der Waggons gingen die Schranken beschwörend wie zwei Finger in die Höhe. \*

Vier Wochen später kam das Regiment zersprengt und aufgerieben von der Front. Am Kreuzweg vor dem Dorfe kam uns Adeleine mit offenen Kinderärmchen entgegen.

Ein Brief von Lucien war angekommen. Die Buchstaben standen nicht krumm und schief wie die vergasteten Reste unserer Kompanie. Wie Pflänzlinge in unkrautsauberen Frühlingärten standen seine Zeilen in dem Brief. Lucien lernte in einem Laboratorium die Chemie. Ein sattes und frohes Rufzeichen stand dahinter. Und eine deutsche Mutter gab ihm das Bett von ihrem Sohne, der in Frankreich stand.

Zum letzten Male schleppte Adeleine den Wasserkrug hinter das Haus. Zum letzten Male zahlte ich Adeleine mein Sühnegeld. Der Herbstwind jammerte über Sommerwege, als wir weiterzogen — und hinter uns legte Vater Ribot das Laub des wilden Weines wie rote Spuren Blut von der Straße weg.

C. P. Hiesgen



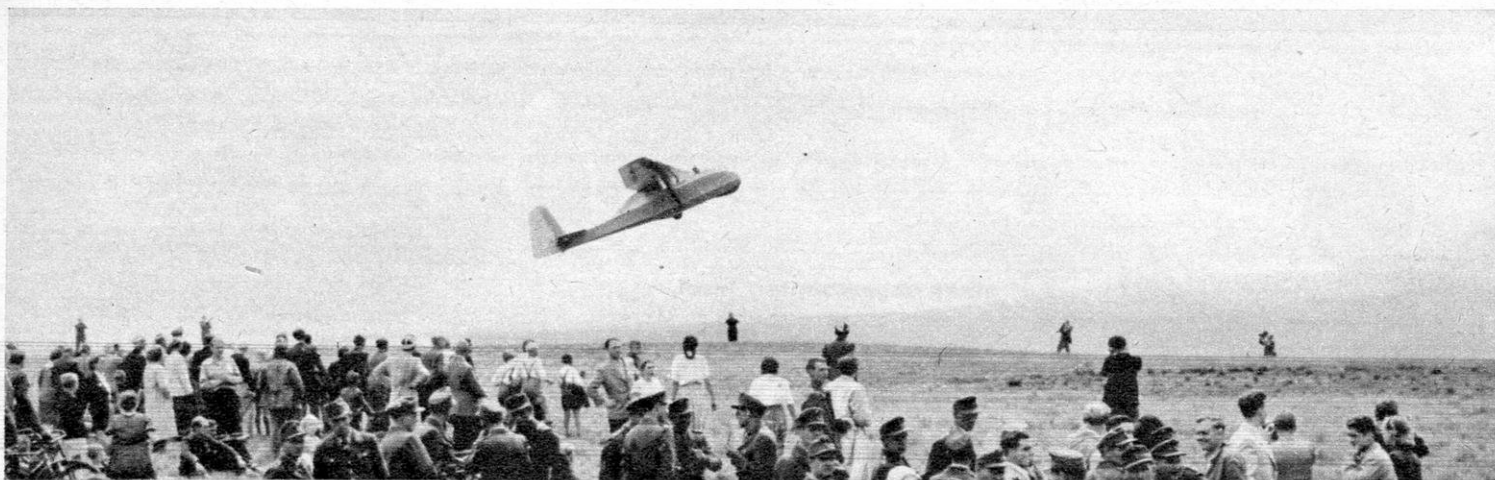


Foto: dpa

# SEGELFLUG

Das ist für jeden das schönste Erlebnis: Hoch über der Welt dahinzufiegen, dem Himmel nahe und den Wolken und der Erde so fern, dieser Erde voll Not und Elend, voll Kampf und Streit. Ruhig und still ist es oben, nur der Motor brummt dumpf und leise, und leise pfeift auch der Wind über Tragflächen und Leitwerk.

Nur ganz wenige von uns hatten bisher Aussicht, das je zu erleben. Kostet doch ein Rundflug — wenn es das überhaupt am Ort gibt — seine 20 bis 30 DM, von einer richtigen Luftreise ganz zu schweigen.

Aber das Segelfliegen ist wieder erlaubt. Vor kurzem hat die Alliierte Hohe Kommission die betreffenden Verbote aufgehoben. Jeder kann sich also wieder ein „Baby“ oder einen „Condor“ bauen und allein oder zu zweit in das unendliche Blau hinaufsteigen, sogar ungehindert an die Route der Verkehrsmaschinen, ohne den brummenden Motor, ohne Stewardess und Bar im Zwischendeck. Das ist erst Fliegen!

Und doch werden viele Kollegen nicht recht froh, wenn sie „Segelflug“ hören. Sie denken an seine Entwicklung nach 1933. Aus Segelfliegern wurden Motorflieger des NS-Fliegerkorps. Und die Fliegerkorps-Männer waren auf einmal Jagd- oder Bomberflieger. Von da war es nicht mehr weit zum schönen Lied „Bomben, Bomben, Bomben auf England . . .“ Übrig blieben die Trümmer in ganz Deutschland, mit denen wir bis heute noch nicht ganz fertig geworden sind. Und alles hat mit dem Segelflug angefangen — mit der A-Schule im Verein oder auf dem Fliegerhorst.

Aber vieles hat so angefangen. Aus Wanderungen wurden Gepäckmärsche, aus Motorradtouren Kradmelderübungen, aus Bootsfahrten Sturmbootangriffe. Niemand wird deswegen das Wandern verdammen, niemand sein Motorrad verkaufen, niemand aus dem Ruderverein „Rhenania“ austreten. Dafür ist das alles viel zu schön. Es liegt an uns, daß es schön bleibt. Segelfliegen ist eine der schönsten Sportarten; es liegt an

uns, daß es so bleibt. Darum, seid wachsam! Denn . . .

## Graue Schatten?

Kaum hatte allerdings die Alliierte Hohe Kommission die Freigabe des Segelflugsportes verfügt, als schon der Bundesminister des Innern, Dr. Lehr, in erstaunlicher Eile an den Deutschen Bundesjugendring schrieb: „Ich begrüße diese Freigabe sehr, weil ich der Entwicklung des Segelflugs sowohl vom sportlichen und politischen als auch vom wissenschaftlichen Standpunkt aus eine sehr hohe Bedeutung zumesse.“ Anschließend wurden die Länderministerien angeregt, doch „im Rahmen der von den Ländern für Sportzwecke eingesetzten Haushaltsmittel künftig bestimmte Beträge für die Förderung des Segelflugsportes“ freizumachen.

Seit wann, so fragen wir, hat der Sport eine Beziehung zur Politik? Das war nur einmal so, von 1933 bis 1945, und die Erfahrungen dieser Jahre haben uns ein für allemal genügt. Und ein Sport, der sich aus politischen Gründen besonders fördern läßt, hat bereits aufgehört, Sport zu sein.

Und seit wann, so fragen wir, interessiert sich der Herr Bundesminister des Innern für die Kosten eines Sports? Die Segelboote der Wassersportvereine oder die Motorräder der Motorklubs sind keineswegs billiger als Segelflugzeuge. Es ist nicht bekannt, daß diese Vereine irgendwann und irgendwie einmal vom Bundesinnenministerium unterstützt worden wären.

Es berührt uns genau so eigenartig, daß der Segelflugsport bis vor kurzem in der Bundesrepublik verboten war, im Gegensatz zur Deutschen Demokratischen Republik, obwohl man den Russen bestimmt keine Großzügigkeit in diesen Dingen nachsagen kann. Es berührt uns eigenartig, daß der Segelflugsport in dem Moment wieder erlaubt wird, in dem über Wiederaufrüstung gesprochen wird. Wir wollen nicht glauben, daß einige Kollegen mit gewissen Bedenken recht haben werden. Immerhin: Da sind graue Schatten, feldgraue Schatten!

## Braune Schatten!

Schon immer haben die Nazis die Fliegerei als ihre ureigenste Domäne betrachtet, obwohl die Fliegerei an sich so wenig mit dem Nationalsozialismus zu tun hat wie die Kuh mit dem Sonntag. Es ist aber eine Tatsache, daß ausgerechnet General Werner Kreipe, ehem. Generalstabschef der deutschen Luftwaffe, „alter Kämpfer“, Träger des „Blutordens“ der NSDAP, in die Luftfahrtabteilung des Bundesverkehrsministeriums berufen worden ist,

daß — wie eine Gruppe der Industriegewerkschaft Nahrung und Genuß aus Augsburg meldet — der „Augsburger Verein für Flugsport“ eine Versammlung hatte, die einen bedenklichen politischen Charakter zeigte,

daß Flugsportvereine in Niedersachsen bei einer Zusammenkunft nazistische Lieder sangen.

Diese Meldungen stehen nicht vereinzelt da. Braune Schatten! Schon jetzt!

## Und wir?

Der Bundesjugendausschuß des DGB begrüßt die Freigabe des Segelflugsportes durch die Besatzungsmächte. Er hofft und wünscht, daß sich viele Gemeinschaften zusammensuchen, die in guter sportlicher Kameradschaft den Segelflugsport neu aufbauen und durch gegenseitige Hilfe und Aufgeschlossenheit möglichst vielen Jugendlichen aller sozialen Schichten diesen Sport ermöglichen. Die Gewerkschaftsjugend will keine eigenen Segelflug-Sportgruppen gründen, ihre Aufgaben liegen auf anderen Gebieten. Wenn sich aber Gewerkschafts-Jugendgruppen mit dem Segelflug beschäftigen wollen, so bleibt ihnen das in gleicher Weise überlassen wie das Wandern oder die Leichtathletik.

In den Vereinen heißt es: Augen und Ohren aufhalten. Denn fliegen wollen wir, aber ohne MGs und Bomben für Frauen und Kinder.

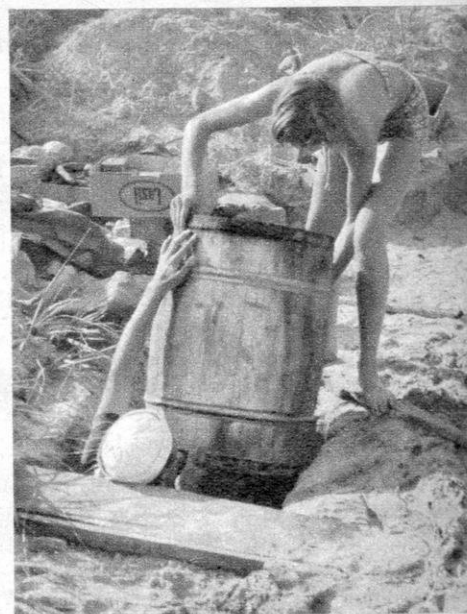


# Robinsonade

Auf einer unbewohnten Insel.

Erinnerungen an den Sommer. Vier junge Menschen suchten die Einsamkeit.

Ich wagte den bescheidenen Vorschlag, eventuell noch eine Badewanne oder ein WC einzupacken. Was die Mädchen doch alles mit auf die Insel nehmen wollten... Wer sollte das alles schleppen? Wie wir zum Büsumer Hafen kamen, weiß ich nicht mehr. Als die Fischer unsere Ausrüstung sahen, sagten sie: „Tja, Kinners, da brauchen wir euch man vor nächstes Jahr nich mehr abtoholen, solange wird der Ballast da wohl reichen.“ — „Nein, wir bleiben nur drei Wochen“, beteuerten wir. Als die Fischer uns an der Landspitze der Insel ausbooteten, standen wir da mit unserem Einwanderungsgepäck; die Dünen, zwischen denen wir unsere Zelte bauen wollten, waren nur als Strich am Horizont zu sehen. Die Fischer überließen uns einen Karren, und dann trotteten wir los. Hinter uns die Flut. Zwei Zentner Kartoffeln ließen wir im Schlauchboot zurück. Anderntags



**Vergabene Schätze** fanden wir nicht, dafür aber viel Strandgut. Eine Tonne, die wir tief einbuddelten, benutzten wir als Kühlschrank.



**Eine einsame Insel** hatten wir in der Nordsee ausfindig gemacht. Mit einem Kutter ließen wir uns übersetzen, und schon begann das Abenteuer. Zwei Stunden zogen wir unser Gepäck durch das Watt, die Flut war uns auf den Fersen. Endlich sahen wir einen Streifen am Horizont: die Dünenketten.



**Hygienisch einwandfrei** sollte auch der stille Ort eingerichtet werden. Karlchen fand am Strand eine richtige Brille zum Draufsetzen.

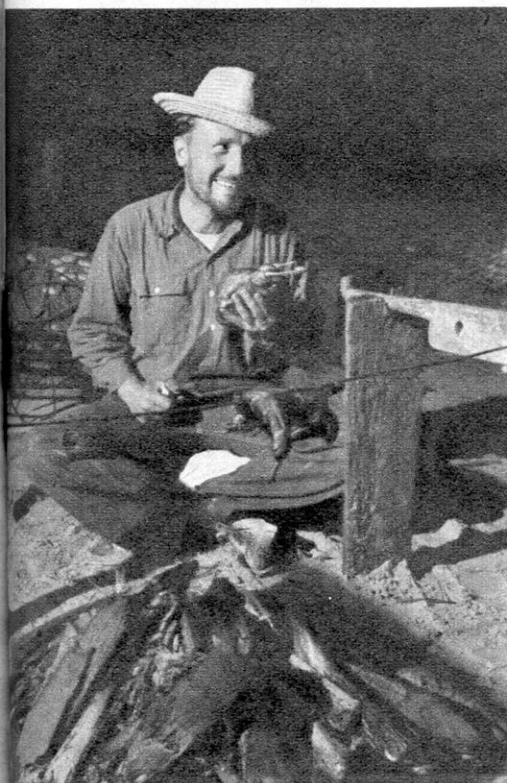




**komfortabel** hatten wir uns das Inselleben eigentlich gar nicht vorgestellt. Wir hätten Miami, Palmbeach und Hawaii nicht gegen unsere Insel getauscht.

Wir wollten wir alles an Land bringen, doch das Boot wurde vollgeschlagen. Von da an konnten wir das Leben beim Kartoffelkochen sparen. Unsere Robinade stand unter einem guten Stern. Das gute Wetter blieb, und die menschenleere Insel zeigte sich gastlich. Aber das Trinkwasser? Viel Meer und wenig Süßwasser zu trinken. Im Innern der Insel fanden wir einen Brunnen mit Süßwasser. Vor uns hatten hier schon Menschen gelebt, Häuser gebaut, Ställe angelegt und sich schwer ihr Brot verdient. 1943 verließen sie fluchtartig die Insel. Das Meer forderte erbittertlich das Stückchen Land. Wir haben es neu besiedelt. Für drei Wochen nur! Drei Wochen Ferien; das ist schöner als auf Hawaii!

Fotos: Fred Jäger



**Lebensmittel am Lagerfeuer.** Wir schossen Enten und braten sie am Lagerfeuer und sangen bis tief in die Nacht wilde Lieder. Niemand hörte und störte uns.



**Unerschöpfliche Lebensmittelvorräte** bot die Insel. Wenn wir die Enten satt hatten, fingen wir Fische oder suchten bei Ebbe die Priele nach Muscheln ab. Das war ein sehr billiger Einkauf!



**Merkwürdige Funde.** Es war Ebbe, und das Wasser sank außergewöhnlich tief. Die Grundmauern eines Bauernhofes tauchten auf; an anderer Stelle Wagenräder und ein Pflug. Einstmals hatten hier Menschen gewohnt, bis das Meer alles verschlang.



## LESER SCHREIBEN:

### „Ehe unzeitgemäß?“

Unter der Überschrift „Ehe unzeitgemäß?“ schreibt die Kollegin Erika Mücher u. a., daß sie mit ihrem Mann zusammen mit DM 18,— wöchentlich Wirtschaftsgeld (einschließlich Schuhschmied, Seife u. ä.) auskommen kann. Nun bin ich im allgemeinen ein sehr friedlicher Mensch, aber dieser Satz hat mich doch zur Enttäuschung gebracht. Wenn ich das lese, so kommt es mir beinahe vor, als hätte ich eine sowjetische Zeitung vor mir liegen, in der die Arbeiter zu Henneckschichten aufgemuntert werden! Ich kann mir nicht helfen, aber jeder vernünftige Mensch weiß heute, daß zwei Personen von DM 18,— in der Woche nicht leben können. Wie soll man arbeiten können und widerstandsfähig bleiben, wenn man abwechselnd nur Handkäse und Quark zum Abend ißt, was gibt es mittags bei der Kollegin Mücher zu essen? Von der Liebe allein läßt sich ein hungriger Magen nicht sättigen.

Ich finde, daß gerade von einer Gewerkschaftszeitung derartige Artikel, die jeder realen Grundlage entbehren, nicht gedruckt werden sollten. Schließlich kämpfen wir ja für bessere Lebensverhältnisse und betonen immer wieder, daß der deutsche Arbeiter das Existenzminimum noch lange nicht erreicht hat.

Mein Mann und ich sind durchaus nicht verwöhnt und mußten uns auch alles schwer erarbeiten (als wir heirateten, war mein Mann arbeitslos und ist es heute, nach reichlich zweijähriger Ehe, immer noch), aber wenn mein Mann diesen Artikel der Kollegin Mücher liest, dann muß er mich für eine Verschwenderin halten!

Sollte meine Reaktion auf den Artikel „Ehe unzeitgemäß?“ falsch sein, so lasse ich mich gern eines Besseren belehren, aber mit Tatsachen, die von dieser Erde und nicht in dem Gehirn eines kleinen Mädchens entsprungen sind, das nicht in der heutigen Zeit der dauernd ansteigenden Lebenshaltungskosten lebt.

Mit kollegialem Gruß Käthe Keller.

### Nochmals Mailand

Als ich im Aufwärts Nummer 16 die Stellungnahme der Kollegin Oimann aus Duisburg zu der Mailandfahrt las, war ich sehr erfreut, Sie hat sehr sachlich und konkret ihre Meinung kundgetan und hat das ausgesprochen, was sehr viele Kollegen gedacht haben. Ich und mit mir noch sehr viele andere Kollegen sind der gleichen Meinung und können die Ausführungen dieser Kollegin nur unterstreichen. Lieber Kollege! Deine Ausführungen zu der Mailandfahrt klingen mir ein bißchen komisch. Sei mir bitte nicht böse, wenn ich sagen muß, daß Du sehr schlecht orientiert bist über das, was hier im Bundesgebiet vor sich geht. Natürlich hast Du recht, daß ein Bericht über die Mailandfahrt gegeben werden mußte. Aber zwischen Bericht und Verherrlichung besteht ein großer Unterschied. Es ist ein bißchen viel Theater gemacht worden. Ich möchte Dir dann einmal ein Beispiel geben.

Vom 10. Juni bis 23. Juni 1951 fand in Kochel am See das 2. Internationale Treffen junger Gewerkschafter statt. Dort waren elf Nationen vertreten. Alles Repräsentanten ihres Vaterlandes. Dieses so wichtige Treffen hat man mit zwei Seiten im Aufwärts abgetan. Von dort hätte man nicht nur Interessantes, sondern auch Wissenswertes für die Jugend berichten können. (Frage die Kollegen aus Berlin, die hier auch vertreten waren.)

Im übrigen darf ich sagen, daß meine Kollegen und ich sonst schon mit „unserem AUFWARTS“ zufrieden sind. Besonders spricht uns die Seite „Unsere Meinung“ an.

Mit freundlichen kollegialen Grüßen  
Theo Wetzler

### Lieber Aufwärts!

Die besten Grüße aus dem Saarland sendet Dir Franz Weiß. Komme jetzt dazu, Dir, lieber Aufwärts, über einige Berichte meine Meinung wiederzugeben. Da steht ein Bericht von einer Schrottsammlung. Ich muß der Ortsjugendgruppe Hamburg recht geben, wenn sie sich dagegen wehrt. Solch ein Gesetz gibt es im Saargebiet nicht. Es gibt doch bestimmt andere Sachen, mit denen sich die Jugend beschäftigen kann, als mit einer Schrottsammlung.

Und dann ein anderer Artikel, und zwar: Betrifft Korrespondenz. Ich würde es gerne begrüßen, wenn ein Briefaustausch die Möglichkeit bieten würde, daß man andere Gewerkschaftsjugend kennenlernen würde. Denn die Gewerkschaftsarbeit ist ja in der ganzen Welt. Alle kämpfen mit für Gerechtigkeit und Frieden und zum Wohle aller Völker in der Welt. Wenn möglich, lieber Aufwärts, richte einen Briefaustausch ein. Sonst bin ich mit allen Berichten sehr zufrieden. Viele Grüße an alle Gewerkschaftsjugendgruppen. Aber einen besonderen Gruß an Dich, lieber Aufwärts, von Deinem treuen Leser und Jugendfunktionär der Jugend im Bergbau.  
Franz Weiß.



### Du brauchst einen Kalender!

Als im Dezember 1950 der Bundesvorstand, Abt. Jugend, erstmalig einen GEWERKSCHAFTS - JUGENDKALENDER ankündigte, da kamen so viele Bestellungen, daß die Auflage nicht ausreichte, um alle Wünsche zu befriedigen.

Für dieses Jahr ist besser vorgesorgt. Im November 1951 erscheint der

### DGB GEWERKSCHAFTS- JUGENDKALENDER 1952

ca. 240 S., biegsam, in Leinen geb.  
zum Preise von **DM 1,25**

Der Umfang ist gegenüber der Ausgabe 1951 um die Hälfte vermehrt. Das Calendarium bietet mehr Raum für Eintragungen als bisher.

Gedenktage, Erzählungen und Gedichte,

Antworten auf wichtige Fragen aus dem Gebiet des Jugendrechts, ein Abriss der Gewerkschaftsgeschichte, alle für die Jugendarbeit wichtigen Adressen, interessante Zahlen, die man sonst mühsam nachschlagen muß, kurzum, eure Anregungen und Vorschläge wurden berücksichtigt, und jetzt habt ihr nur eines zu tun:

**Auf dem nächsten Gruppenabend die Bestellungen einzusammeln und uns schnellstens mitzuteilen, wieviel Exemplare ihr braucht und an welche Anschrift sie zu senden sind.**

Tut es gleich, um so schneller erhaltet ihr den Kalender. Wir sind sicher, ihr werdet auch den Jugendkalender 1952 nicht mehr entbehren mögen.

BUND-VERLAG GMBH · KÖLN · PRESSEHAUS

### Die Alsterschwäne

sind mit dem Begriff Hamburg ebenso eng verbunden wie etwa St. Pauli. Wenn der Hamburger seinen Sonntagsspaziergang entlang der Alster macht, vergift er nicht, Futter für die Schwäne einzustecken, die während der warmen Jahreszeit in großer Zahl die Alster bevölkern. Bald jedoch werden sie, wie auf unserem Bild, zusammengetrieben und zum Überwintern in die Schwanenbucht an der Hohenfelder Brücke befördert. Die Stadt übernimmt die regelmäßige Fütterung und hält die Bucht eisfrei. Franzi Kaligoris gelang der „Schwanengesang“ mit einer Momentaufnahme der simplen Box Tengor.



# Die missglückte

## CHAMPIGNON-ZUCHT

Willi Ting war der großartigste Koch, den wir je gehabt haben. Er half mir nicht nur bei meinen Hausaufgaben für die achte Klasse, er war auch mein erster Geschäftspartner. Wenn Vater nicht gewesen wäre, wären wir vielleicht sogar gemeinsam Millionäre geworden.

Willi war direkt von Kanton in China hierher gekommen, um sich zum Ingenieur auszubilden; das Geld für sein Studium wollte er durch Verrichtung von Hausarbeit verdienen. Er war mit etlichen Kostbarkeiten bei uns eingezogen. Da war vor allem ein wunderschöner Rechenschieber, dessen Verwendung er mir wiederholt erklärte, die ich aber nie begriff. Dann hatte er über seinem Schreibtisch eine Lithographie von Dr. Sunjatsen hängen. Und schließlich besaß er einen stark abgegriffenen Band „Erzählungen aus dem Leben erfolgreicher Männer“ und einen sorgfältig verwahrten Briefumschlag mit Zeitungsausschnitten.

Mitunter las er mir laut aus dem „Leben erfolgreicher Männer“ vor, wenn wir in der Küche saßen und Nüsse knabberten. Auf diese Weise weckte er in mir das Interesse, Millionär zu werden. Als ich sagte, ich wäre weit lieber Millionär als Collegestudent, nickte er weise: „Amerika ist wahrhaftig ein Land größter Möglichkeiten, in dem viele Leute ohne gründliches Studium Millionäre werden können“, sagte er. „Es ist nicht einmal schwer. Ich habe mehrere Wege dafür ausfindig gemacht.“ Er ging auf sein Zimmer und kehrte mit seinem Briefumschlag zurück, entnahm ihm die aus Zeitungen ausgeschnittenen Werbeinserate und breitete sie fein säuberlich auf dem Küchentisch aus. Es war eine faszinierende Sammlung. Zum erstenmal begann ich die vielen Gelegenheiten zu erfassen, die ich bisher übersehen hatte. Ich schwankte nun nur noch zwischen „Werden Sie reich durch unsere Tätowierungsgeräte“ und „Ein Vermögen durch exotischen Muschelschmuck — Anfertigung lernen Sie bei uns“. Willi aber schüttelte sein Haupt. Er zeigte mir zwei andere Annoncen, die uns, wie er sagte, zu noch reicheren Millionären machen würden. Die eine begann mit „Reichtum im Schrebergarten — Wie man erfolgreich Kaninchen züchtet“, die andere lautete: „Monatlich 250 Dollar und mehr durch Champignonzucht im eigenen Keller!“

Dann zeigte er mir eine Seite voll sauber mit Bleistift geschriebener Kalkulationen, die er gleichfalls dem Briefumschlag entnahm. „Das hier beweist unwiderleglich, daß Kaninchenzucht nicht ganz so rasch zu Reichtum führt wie Pilzzucht“, sagte er.

So beschlossen wir also, in unserem Keller Champignons zu züchten. Es war ein großer Keller, und die Eltern kamen kaum je hinein. Die Zentralheizung bediente ja Willi. Willi hatte genug Geld, um sofort Pilzbrut zu bestellen. Es störte ihn auch nicht, als ich ihm gestand, von meinem Taschengeld nur mehr zehn Cent übrig zu haben. „Du brauchst kein Geld“, erklärte er, „denn du hast Kredit. Das Leben erfolgreicher Männer beweist, daß Kredit sogar mehr wert ist als Bargeld.“

Da Willi der Meinung war, wir müßten die Eltern gleich auf Erfolge hinweisen können, beschlossen wir, vor der ersten Ernte nicht ein Wort verlauten zu lassen. Es gab auch noch ein paar andere Dinge, die wir außer der Pilzbrut benötigten. Das eine waren zwei Wagenladungen mit Pferdemit, die wir an einem Samstagnachmittag, als meine Eltern in der Stadt waren, sorgfältig im Keller ausbreiteten. Dann brauchten wir sechs elektrische Ofen zu je 500 Watt, um den Dünger warm zu erhalten. Wir stellten sie eines Abends auf, als meine Eltern im Kino waren.

Die Rechnungen ließen wir auf meinen Vater ausstellen. Das war die Art, in der ich meinen „Kredit“ ausnutzte. Willi rechnete aus, daß wir, ehe noch die Rechnungen am Monatsersten eintreffen konnten, unsere erste Ernte schon verkauft haben würden. Dann wollten wir zu dem Düngelieferanten und der Elektrogeräte-Firma gehen und unsere Rechnungen begleichen.

Wir bauten also unsere Pilzbrut an, und unsere Champignonfarm war eröffnet. Weder Vater noch Mutter argwöhnte irgend etwas, selbst dann nicht, wenn die Lampen etwas düster leuchteten, da wir ja die sechs elektrischen Ofen Tag und Nacht in Betrieb halten mußten.

Eines Nachts aber schnupperte Vater recht beunruhigt herum: „Ich kann es einfach nicht verstehen“, bemerkte er zu Mutter, „aber dieses Haus scheint jeden Tag mehr nach Stall zu riechen.“ Mutter meinte, der Geruch stamme wohl von der in unserer Straße gelegenen Viehfarm und Molkerei. Sie werde, sagte sie, in Zukunft die Fenster auf dieser Seite des Hauses geschlossen halten. Obzwar dies Vater zu befriedigen schien, teilte ich Willi meine Befürch-

tung mit, daß Vater Verdacht zu schöpfen beginne. Am nächsten Tag, während meine Eltern ausgegangen und ich in der Schule war, ging Willi in das Elektrogeschäft, erwarb zwei große Ventilatoren und ließ sie auf Vaters Rechnung setzen. Dann stellten wir die Ventilatoren im Keller auf und öffneten die Kellerfenster. Die Ventilatoren kosteten noch mehr als die Ofen, und ich begann daran zu zweifeln, daß wir auf diese Weise rasch Millionäre werden könnten. Willi aber zog die „Erfolgreichen Männer“ hervor und zeigte mir, wie Henry Ford sein verdientes Geld immer wieder in seinem Geschäft investierte. Er versuchte mir begreiflich zu machen, daß der ganz große Reichtum nicht über Nacht kommen könne.

Als ich am nächsten Morgen, bevor ich zur Schule ging, in den Keller hineinschaute, um meine übliche erwartungsvolle Besichtigung unserer Farm vorzunehmen, entdeckte ich einige weiße Punkte, die durch den Dünger durchgebrochen waren. Ich rannte nach oben und sagte es Willi. Wir waren beide aufgeregt. Vaters Rechnungen kamen erst in zehn Tagen. Wir konnten unsere Ernte einbringen und noch Zeit übrig haben.

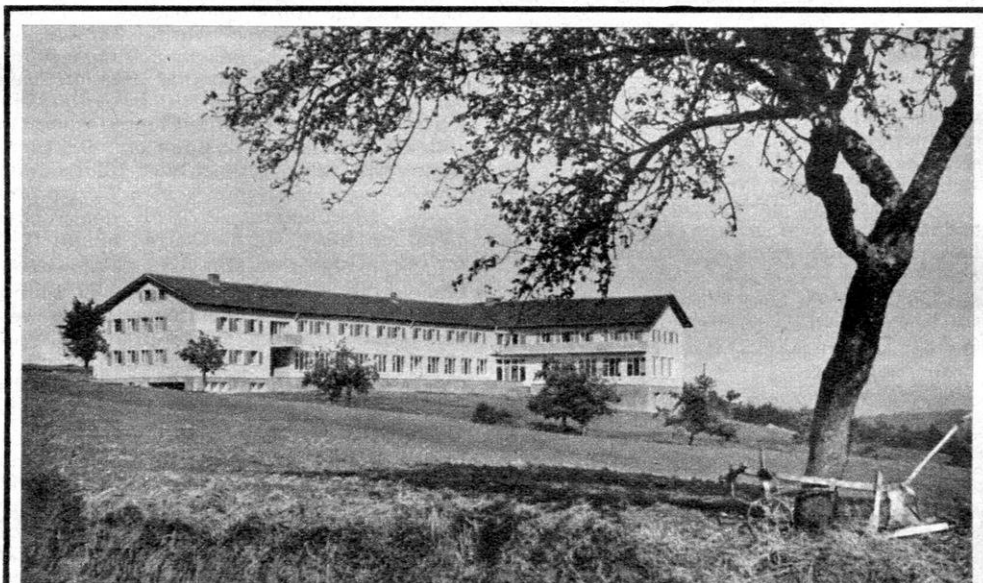
Und doch war es beim Frühstück desselben Tages, daß der Schlag fiel. Wir hatten nicht an die Elektrizitätsgesellschaft gedacht, die ihre Rechnungen in der Monatsmitte ausstellte. Die Rechnung belief sich diesmal auf 55 Dollar, und Vater traf fast der Schlag. „Diese schlechte Beleuchtung“, knurrte er, „es sind nicht meine Augen. Da ist irgendwo ein Erdschluß.“

Er rief die Elektrizitätsgesellschaft an. Nach weniger als einer Stunde traf ein Monteur ein, um herauszufinden, wohin all der Strom abfloß.

Als ich aus der Schule heimkam, war Vater daheim. Er war überhaupt nicht ins Büro gegangen. Der Molkereibesitzer und seine Knechte schaufelten eben die letzten Reste des Düngers in einen Lastwagen. Mutter war in Tränen aufgelöst, und Willi packte seine Sachen zusammen.

Ich traf Willi dann noch allein in der Küche, bevor er uns verließ, um sich in die Stadt zu begeben. Der Band „Erzählungen aus dem Leben erfolgreicher Männer“ lag auf dem Küchentisch. Willi ließ ihn als Geschenk für mich zurück. Er sagte, dies sei das Beste, was er tun könne, um mich für die versprochene Champignon-Goldgrube zu entschädigen.

Emile C. Schurmacher



**Am 5. Oktober** konnte die Gewerkschaft OTV ihre neue Gewerkschaftsschule, die Michael-Rott-Schule in Mosbach/Baden, einweihen. Arbeitsminister Storch war anwesend. Foto: Vater





## DAS GENIE UND DER HUNGER

Der Hungersnot mit all ihrer Brut den Krieg zu erklären, verlangt Pandit Nehru von den indischen Reisbauern.

Foto: Mrs. Stan Harding

Asiens Reisschalen sind leer — Grund: Veraltete Anbaumethoden, Krieg, immer mehr Menschen — Mehr als die Hälfte der Menschheit lebt vom Reis.

*Das Leben Srinivasa Ramanujams ist die tragische Geschichte eines Genies, das sich trotz fast untragbarer Not und Mühsal behauptete und, als es sich endlich zu Ruhm und Anerkennung durchgerungen hatte, den Folgen früherer Leiden und des Hungers erlag. Ramanujam ist sicherlich der außergewöhnlichste Mathematiker, den Indien je besaß. Die Armut hinderte ihn jedoch an einer ordentlichen Schulbildung, die seinem Genie die richtige Grundlage gegeben hätte. Schwer mußte er arbeiten, um sein Leben zu fristen, und das hinderte ihn, seiner angeborenen Neigung für mathematische Forschung nachzugeben. Und als er endlich soweit war, mußte er, 33jährig, sterben, als Folge von Armut, Hunger und Krankheit.*

So heißt es im Nachruf auf den größten Mathematiker Indiens, der von den Gelehrten der ganzen Welt als Genie bewundert wurde.

Sein Vater war ein armer Arbeiter bei einem Tuchhändler. Mit den paar Annas, die er da verdiente, konnte er seine Familie kaum über Wasser halten. Hunger war an der Tagesordnung: Die Reisschalen blieben leer. — Wen kümmerte das, die Welt, die nicht wußte, was Hunger ist? Sie nahm beim Frühstück aus der Morgenzeitung gelangweilt zur Kenntnis, wenn irgendwo in Indien oder China wieder ein paar hunderttausend verhungerten. Asien ist weit... Heute wissen wir, was Hunger ist...

Eigentlich brauchten wir gar nicht zu lesen, wie einem zumute ist, wenn es in den Därmen reißt. Doch wer sagt es so drastisch und ohne etwas zu beschönigen wie Likianjo, der Dichter aus dem „Lande der Morgenstille“, das wir Korea nennen:

*In jenem Hungerjahr waren die Steuerpächter strenger als der Frost. Das letzte Reiskorn holten sie heraus. Siebzehn war ich, jung und groß und stark. Dreifach spürte ich den Hunger. Zuerst war der Hunger, dann war die Kälte, und darüber fiel tiefer Schnee. Eines Tages wurde Taiikai vor unserem Dorf von Rabenschwärmen überfallen. Schrecklicher als die Hungerschreie der Vögel waren seine Hilferufe. Die Bauern rannten hinaus. Taiikai lag mit dem Gesicht im Schnee. Ich hob ihn auf. Das linke Auge war eine Höhle voll Blut. Seine Hände umklammerten einen erwürgten Raben. Die Bauern zerrissen den Vogel, gierig schlangen sie die Fetzen hinunter.*

Wieder hungern in Indien viele Menschen! Damals, als Ramanujam zu den 70 Millionen Indern gehörte, die niemals satt werden, kümmerte sich niemand in der Welt darum. Was machte es auch aus, wenn in Asien ein paar hunderttausend krepiereten, jedes Jahr wurden dort vier Millionen neue Menschen geboren.

Es gab Leute, die sagten, die Asiaten wären selber schuld daran, wenn sie hungern müßten. Warum machten sie nicht Schluß mit dem Kindersegen, warum holten sie nicht mehr aus ihrem Boden heraus, warum pflügten sie immer noch mit dem uralten Hakenpflug, warum, warum? Heute wissen die Inder, daß sie nicht geduldig zusehen dürfen, sondern daß sie handeln müssen. Auch der dümmste Bauer fängt an zu

begreifen, daß er das „neue Salz“, wie er treffend unseren Dünger nennt, ausstreuen muß, um gute Ernten zu erzielen. Gern nimmt er Lehre an, wenn ihm die Fachleute der Regierung sagen, wie er mit dem neuen Pflug und dem Traktor umzugehen hat. Trotz allem führt der indische Bauer einen harten Kampf gegen Dürre und Heuschrecken. In seinem Lande ist es wenigstens ruhig, aber in Korea, China, Indochina, Burma stören Kriege und Unruhen die schwere Arbeit im Reisfeld. Hier schaffen die Bauern nicht genug vom Reis, der das Brotgetreide der gelben und braunen Völker ist. — Mit 33 Jahren starb 1920 das Genie Ramanujam an der Schwindsucht, die sein unterernährter und schlecht entwickelter Körper nicht überwinden konnte. Sein kurzes Leben und sein rascher Tod sind kennzeichnend für die Lebensbedingungen in Indien. Wie wenige von den 360 Millionen in diesem Lande erhalten überhaupt eine Erziehung, wie viele leben am Rande des Elends, immer hungrig, wie viele werden darum nicht älter als 30 Jahre...

*„Laßt uns der Hungersnot mit all ihrer Brut den Krieg erklären! Baut mehr Nahrungsmittel an! Als Zeichen des guten Willens sollte jeder einzelne einmal in der Woche auf eine Mahlzeit verzichten, die so ersparten Lebensmittel könnten in die Hungergebiete geschickt werden!“*

Das ruft Indiens Ministerpräsident Nehru seinem Volke zu. Er will, daß sein Land sich von März 1952 an selbst ernährt. Aber wird das möglich sein? Wie viele Genies und wie viele wertvolle Menschen werden noch mit hungrigem Magen und ausgemergeltem Körper in jungen Jahren dahinsterven, ehe Indien selbst seine Reisschalen füllen kann...?

Karl Freischmidt

# IM WESTEN NICHTS NEUES

**Strümpfe gestopft im Senderaum** hat die Radiomutti, denn ihr Sohn verwandelte das Wohnzimmer in das Studio seines selbstgebauten Rundfunksenders. Sendegebiet war die ganze Nachbarschaft; für die Betriebskosten reichten die 2 Mark Sonntagsgeld. Die Nachrichten waren aus der Lokalzeitung, die Musik von der großen „Konkurrenz“, nämlich Stuttgart und München. Der Kinderjunk wurde selbst gemacht, und wo laut Manuskript Kinderstimmen „Ooooh!!“ rufen mußten, da wurden die Nachbarskinder zu Funkkindern.

Jetzt hat jemand den Zeigefinger erhoben, und ein paar Behörden haben „Stopp!“ gesagt. Nun gibt es keinen eigenen Sender mehr in Heidenheim an der Bergstraße, die Ätherhoheit der großen Stationen ist wiederhergestellt. In zwei Wochen spricht niemand mehr davon, und hoffnungsvoller Nachwuchs — es wird behauptet, man suche ihn — zieht demnächst den blauen Kittel an und wird Lichtleitungen flicken, Haustürklingeln von Dur auf Moll stellen und dem Vorstand vom Kaninchenzüchterverein die Nachttischlampe reparieren.



**178 000 DM für Julius.** Julius ist der Herbergsvater der „Weltjugendherberge des Friedens“ in Köln. Die Verteilungskommission der McCloy-Spende hat die Herberge ihrer internationalen Bedeutung wegen für förderungswürdig befunden. So kam es, daß Julius ein dicker Scheck in den DJH-Briefkasten geflattert ist. Natürlich ist das Geld nicht für ihn. Nur für seine Herberge. Aber Julius und seine Herberge, das ist so ziemlich dasselbe. Und er ist nicht wenig stolz auf den wüsten Artilleriebunkertrümmerhaufen von 1947, den er zu einer der modernsten Herbergen Deutschlands wachsen gesehen hat. Und immer, wenn wieder ein-

mal ein paar „alte Leute“ von den deutschen und ausländischen freiwilligen Arbeitsgruppen nach Köln kommen, die damals den ersten Schutt räumen halfen, dann gibt es bei Julius einen langen „Weißt-du-noch“-Abend.

Im vergangenen Jahr wurde die Herberge im Rahmen der „Internationalen Jugendwoche“ eingeweiht. In diesen Tagen wird man noch den 50 000. Gast in das umfangreiche Herbergsbuch einschreiben, bevor die Herberge in den Winterschlaf geht, um im nächsten Jahr vom neuen Wandertrübling wachgeküßt zu werden.



**Zwölf kleine Globetrotter** aus Deutschland hatten sich ein paar spanische Dörfer und Städte von nahe besehen wollen, das Jungdamt hatte die Fahrt bevorschußt, und das Ende vom Lied war, daß nur zwei von den zwölf zurückkamen.

Zehn kleine Globetrotter waren auf zehn verschiedene Weisen von der Espagniola angepackt worden. Der einen Hälfte schien das feurige Spanien nicht gut bekommen zu sein; das spanische Fieber legte sie ins Bett. Die andere Hälfte fühlte das Blut der Caballeros in sich brodeln und stellte sich in die Fußstapfen der spanischen Eroberer. In den betroffenen Familien spricht man von Marokko. Die Familienvorstände haben inzwischen die Teppichausklopfer wieder in den Besenschrank gehängt. Sie wären

iroh, wenn ihre verlorenen Söhne endlich wiederkämen, und würden vielleicht sogar das einzige Balkonhuhn schlachten.

In solchen Fällen weiß man nie, wem man seine Sympathien schenken soll. Einerseits ist Pflichtbewußtsein eine verbreitungswürdige Eigenschaft, und die zwei, die auf Heimatkurs gingen, sollten gewiß von jedem verantwortungsbewußten Pädagogen auf ein Monument gestellt werden. Andererseits ist man jung und fast beleidigt, daß man nicht mitgenommen worden ist. Man träumt von Lagerfeuern unterm Kreuz des Südens, von Gitarrenserenaden für Carmen in andalusischem Mondschein. Im ganzen eine tolle Sache. Seien wir mal ehrlich, wir wären schon am liebsten mitgefahren. Wir hätten natürlich kein spanisches Fieber bekommen.



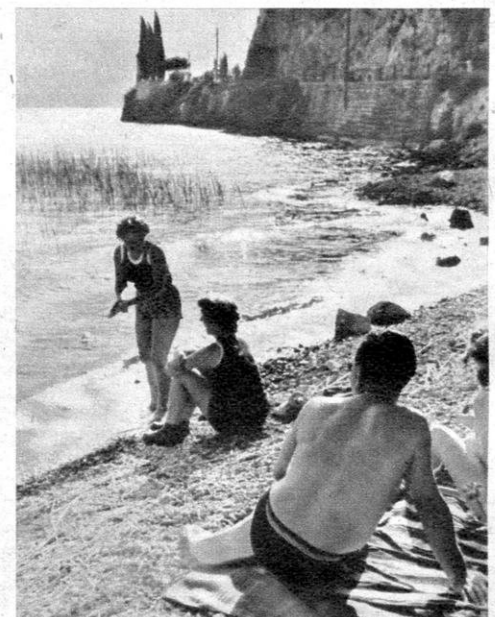
Jungen der DGB-Jugendgruppe der Ortsverwaltung Wiedenbrück i. W. streiften auf ihrer 14-tägigen Sommerfahrt auch Köln. Warum sie den AUFWARTS nicht besuchten, wissen wir nicht.



53 Jungen und Mädchen der Gewerkschaftsjugend Wolfenbüttel verlebten vierzehn Ferientage in Mölln, der letzten Ruhestätte des weisesten aller Narren: Till Eulenspiegel.



27 Kollegen und 3 Kolleginnen der Gewerkschaftsjugend IG Metall, Bezirk Essen, wohnten 14 Tage in der Raintaler Hütte bei Garmisch-Partenkirchen.



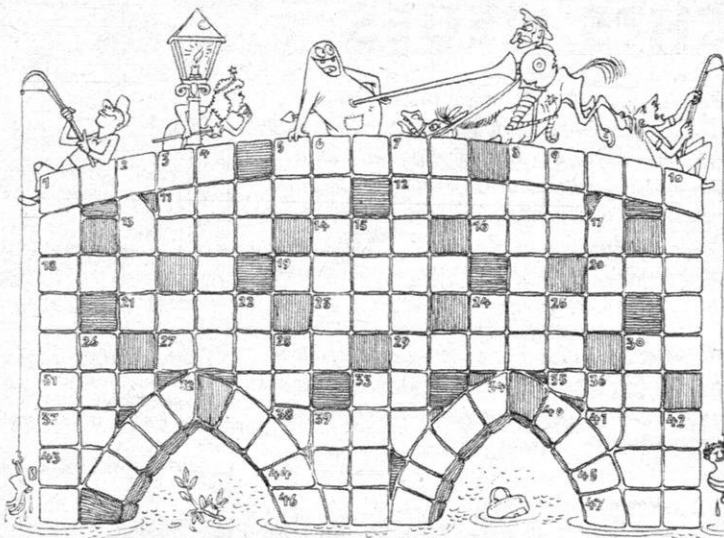
Kolleginnen und Kollegen der IG Bau-Steine-Erden fahren per Rad nach Italien. Gruß aus Torbole bei Riva. Dicht am Gardasee schlugen sie ihre Zelte auf.



### Kreuzwörterel „Die Brücke“

**Waagrecht:** 1. Futterkrippe, 5. Fußbekleidung, 8. Stadt in der Schweiz, 11. Männername, 12. abessinischer Fürstentitel, 13. Geliebte des Zeus, 14. Biersorte, 16. Ruhelager, 18. englischer Männername, 19. geometrische Figur, 20. Nebenfluß d. Saale, 21. Held der Artussage, 23. brit. Insel, 24. Hauch, 27. Auslese, 29. Nebenfluß der Donau, 31. Gattung, Geschlecht, 35. ungebraucht, 37. Verneinung, 38. geisterhafte Erscheinung, 41. Fluß im Elsaß, 43. Küstenfluß in Spanien, 44. Stadt in Belgien, 45. Viehfutter, 46. Vorschlag, 47. wissenschaftliche Einheit der Arbeit.

**Senkrecht:** 1. Don Quichottes Pferd, 2. Laubbaum, 3. weibl. Märchengestalt, 4. Petroleum, 6. Schick, 7. Zwist, 8. plastisches Brustbild, 9. Teil des Baumes, 10. Beleuchtungskörper, 15. bibl. Frauengestalt, 17. Männername, 22. Baumfrucht, 25. Hausflur, 26. Gesangsstück, 28. Behälter, 30. deutscher



Mathematiker, 32. Steinkohlenprodukt, 33. Schulfestraum, 34. seitenausgedehnt, 36. Laubbaum, 39. Zaunpflanze, 40. Name mehrerer Flüßchen bei Salzburg, 42. Unwahrheit.

### Auflösung Preisrätsel aus Nr. 18

Bei den dargestellten Köpfen handelt es sich 1. um Prof. Carlo Schmid, 2. Marga Petersen, 3. Sir Vincent Tewson, 4. Willi Ginhöld, 5. McCloy, 6. Miß M. Kara. Die fünf Preisträger sind: Ernst Seeberger, (13b) Memmingen, Antonierstr. 15; Hans Josef Färber, Koblenz-Lützel, Franzosenfriedhof 3; Manfred Klein, Flensburg, Am Ostseebad 2; Irene Wipfler, Oberursel/Ts., Homburger Landstr. 122; Gerda Stroh, Oberursel/Ts., Königsteiner Str. 24/.

### Auflösung der Rätsel aus Nr. 20

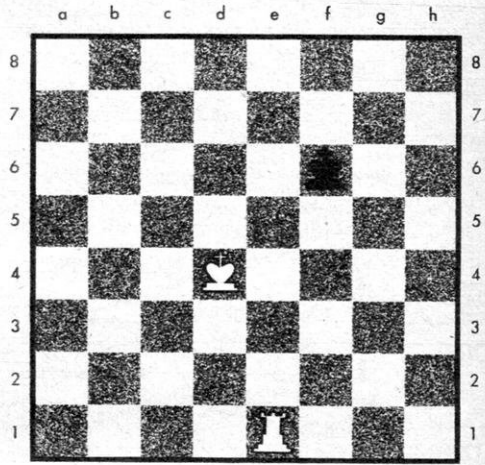
**Kreuzwörterel „Der Drachen“:** Waagrecht: 1. Eber, 4. Eule, 6. Aa, 8. Irrstern, 10. Asia, 11. Ol, 12. Lachen, 14. Eis, 16. Alb, 17. nn, 18. Ar, 19. Seele, 21. Chemie, 24. La, 25. Oh, 26. Moll, 27. Nil, 29. Anilin, 31. Name, 33. Natalie, 36. Irbis, 37. Zu, 38. Neri, 40. Ast, 42. Atom, 44. Steg. — Senkrecht: 1. Els, 2. Beton, 3. Rar, 4. Eric, 5. Urahne, 7. Anni, 8. Isabella, 9. El, 10. Alle, 13. En, 14. Eremit, 15. Seil, 16. Asen, 18. Ah, 20. La, 21. Chinin, 22. Monazit, 23. Elli, 25. On, 28. In, 29. Aer, 30. Lase, 32. Mi, 34. Lu, 35. Ems, 39. Ra, 40. Amt, 41. Toga, 43. Os.

## DAS KÖNIGLICHE SPIEL

### Die Mattführung mit dem Turm

Während wir bereits gelernt haben, daß die Dame den gegnerischen König auf der ersten bzw. achten Reihe oder am Rande des Brettes schachmatt setzt, gilt dieses Verfahren auch bei der Mattführung durch den Turm. So kann Weiß in der

Bildstellung Nr. 15



nach dem bekannten Beispiel von J. Berger in spätestens zehn Zügen das Matt erzwingen. Ehe der Lernende die folgenden Züge eingehend nachspielt, versuche er es einmal selbst, den König mattzusetzen. Die Mattfolge: 1. Te5! K beliebig, 2. Kd5 Kf6, 3. Kd6 Kf7. (Auf 3. — Kg7 würde 4. Ke6 Kg6, 5. Ke7 Kg7, 6. Te6 Kg8, 7. Kf6 schon im neunten Zuge zum Matt führen, bei 3.— Kg6, 4. Ke7! geht es noch einen Zug schneller.) 4. Te6 Kf8 (oder Kg8, 5. Ke7 Kg7, 6. Td6 Kg8, 7. Kf6 usw.), 5. Te7 Kg8, 6. Ke6 K beliebig, 7. Kf6 Kg8, 8. Kg6 Kf8, 9. Te6 Kg8, 10. Te8 matt.



### Silbenmosaik

Die Mosaikkästchen sind derart umzustellen, daß sich ein Wort von Hans Böckler ergibt.

### Der Straßenbahnkontrolleur

Der Straßenbahnkontrolleur Huberschied läßt seinen Blick forschend durch den Wagen gleiten. Er zählt. Zählen wirkt bekanntlich ansteckend. Also zähle auch ich. Genau 39 Personen sind im Wagen, Selbstverständlich sind die Frauen in der Mehrzahl. Es ist ein Raucherwagen. Auf jeden männlichen Fahrgast kommen just zwei Frauen. Folglich sind wieviel Männer und wieviel Frauen da? Geben Sie acht, mein Lieber.

## FÜNFMAL 15 DM

Auf der untenstehenden Zeichnung sind zehn gebräuchliche Redensarten abzulesen.



**Rudolf Wissell: Ein Leben für soziale Gerechtigkeit.** Freunde und Mitstreiter Wissells, der 1949 80 Jahre alt wurde, haben sich zusammengesetzt, um über das Leben eines Mannes zu berichten, der das Gesicht der deutschen Arbeiterbewegung wesentlich mitbestimmte.

Wissell, in Göttingen geboren, in Bremen aufgewachsen, erlernte das Maschinenbauhandwerk. Als Handwerksbursche durchzog er Deutschland, mit scharfen Augen die sozialen Nöte seiner Zeit erkennend. Bei Krupp in Essen wurde er zum Sozialisten. Journalistische Arbeit neben seiner Tätigkeit als Dreher machte ihn bald bekannt, und im Jahre 1901 berief ihn das Vertrauen seiner Kollegen in die Stellung eines Arbeitersekretärs. Fast zwanzig Jahre hat er als Sozialpolitiker den deutschen Gewerkschaften gedient. Das Jahr 1918 sah ihn im Rat der Volksbeauftragten zusammen mit Scheidemann, Landsberg, Ebert und Noske. Später wurde er Reichsarbeitsminister; aber nie traf ihn der Vorwurf, seine alten Arbeitskameraden vergessen zu haben. Er ist der Vorkämpfer der modernen Gemeinwirtschaftsideen gewesen und auch heute noch Mitstreiter im Kampf gegen den Staatssozialismus. Nicht auf die Eigentumsveränderung allein kommt es ihm an, sondern darauf, daß die Grundstoffindustrien vergesellschaftet werden. Nicht der Staat (wie in Rußland), sondern die gemeinwirtschaftlichen Organisationen sollen auf der Grundlage der wirtschaftlichen Selbstverwaltung durch Erzeuger und Verbraucher das Volkseigentum nutzbar machen.

Eine der schönsten Seiten am Wesen Wissells ist es, daß er sich, obwohl Jahre hindurch in die Rolle des Industriearbeiters gedrängt, eine tiefe Liebe zum Handwerk bewahrt hat. Frucht dieser Liebe sind die Werke „Der alten Steinmetzen Recht und Gewohnheit“ und das zweibändige kostbare „Des alten Handwerks Recht und Gewohnheit“.

Die 98 Seiten starke Schrift über Wissell erschien im Arani-Verlag, Berlin. Sie kostet 1,80 DM und ist nicht nur als Darstellung eines Lebens wertvoll, sondern darüber hinaus ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung der letzten 50 Jahre. Jugendsprecher und Jugendfunktionäre sollten diese Schrift besitzen.



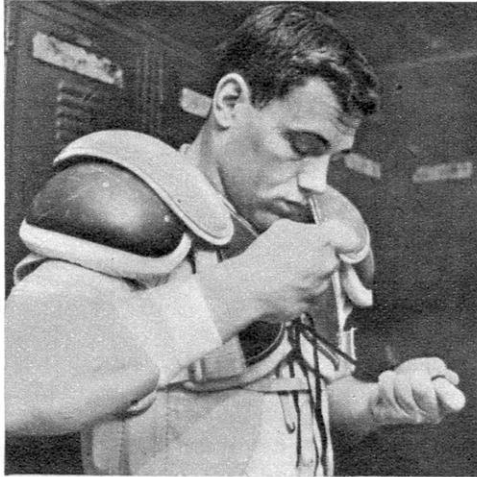
# FOOTBALL

## eine

# KRANKHEIT

Wenn auch die Regeln des „Football“-Spiels keine Parallele zum deutschen Fußballspiel gestatten, so steht die Begeisterung der Hunderttausende von Amerikanern, die während der Saison an jedem Wochenende die Sportplätze der Vereinigten Staaten füllen, in keiner Weise hinter der der europäischen Sportfanatiker zurück.

Während der „Football-Season“, den Monaten Oktober, November, Dezember, fühlen in den USA an jedem Wochenende Zehntausende von „Football-Fans“ die Stadien, hören Hunderttausende die Radioreportagen und sitzen Millionen vor den Fernseh-

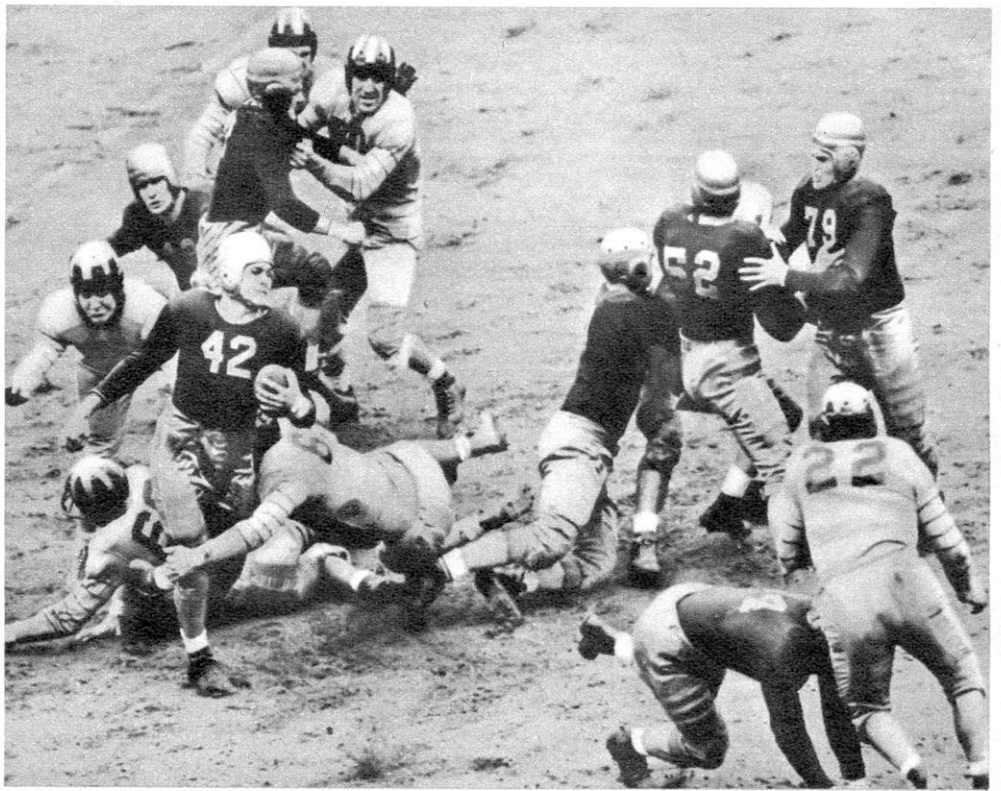


Der amerikanische Football ist in jeder Phase des einstündigen Spiels ein ausgesprochener Kampfsport. Trotz der Schutzausrüstung, die aus Sturzhelm, dicken Bein- und Schulterpolstern besteht, sind Verletzungen der Spieler unvermeidlich.

empfangern, um ihre Mannschaft gewinnen — oder verlieren — zu sehen. Football ist in Amerika nicht nur ein Sport, er ist so etwas wie eine „nationale Krankheit“.

Zwei Mannschaften von je elf Spielern stehen sich auf einem Feld von der Größe eines europäischen Fußballplatzes gegenüber und versuchen, in hartem „Mann-an-Mann“-Kampf den Ball über die gegnerische Torlinie zu tragen, einen „touchdown“ zu erreichen und damit eine Höchstzahl an Punkten zu erzielen. Wenn einer der Spieler den Ball verliert, wird der Kampf unterbrochen, und die Mannschaften gruppieren sich von neuem.

Der amerikanische Football ist in jeder Phase des einstündigen Spiels ein ausgesprochener Kampfsport. Die Spieler, in Sturzhelm und dicken Bein- und Schulterpolstern wie Marsmenschen aussehend, stürzen aufeinander. Minutenlang sieht man nichts als sich auf dem Boden wälzende Menschenknäuel und durcheinanderwirbelnde Gliedmaßen. Der Ball, nicht rund wie beim europäischen Fußball, sondern eiförmig in die Länge gezogen, ist unter einem der Spieler begraben, auf den sich die anderen gestürzt haben, um ihn am Durchbruch zu hindern. Um jedes Meter Boden wird hart gekämpft. Oft ereignet sich über lange Spielminuten weiter nichts, als daß sich das Spielgeschehen meterweise in Richtung auf eine Torlinie verschiebt. Doch jede Phase des Spieles ist im voraus genau geplant, nach jedem „down“ kommen die Spieler zusammen, und der Mannschaftskapitän bestimmt, wie der nächste Durchbruch ausgeführt werden soll. Der amerikanische Fußball fördert den Mannschaftsgeist und schweißte die Spieler



Zwei Mannschaften von je elf Spielern stehen sich auf einem Feld von der Größe eines europäischen Fußballplatzes gegenüber und versuchen, in hartem „Mann-an-Mann“-Kampf den Ball über die gegnerische Torlinie zu tragen. Wenn einer der Spieler den Ball verliert, wird der Kampf unterbrochen, und die Mannschaften gruppieren sich von neuem.

Fotos: Archiv

zu einem festen „team“ zusammen. Zehn Spieler der angreifenden Mannschaft stürzen sich auf den Gegner und werfen ihn zu Boden, nur um dem einen Mann der eigenen Mannschaft, der den Ball trägt, den Weg hinter die gegnerische Torlinie zu bahnen. Hautabschürfungen und Knochenbrüche sind an der Tagesordnung, und die Tragbahre gehört zumindest genau so zum Spiel wie der Ball selbst.

In erster Linie pflegen die amerikanischen Universitäten den Football. Jedes College hat seine eigene Mannschaft, die das ganze Jahr hindurch hart trainiert. Viele bekannte amerikanische Berufsfootballspieler kommen aus Universitätsmannschaften. Für jeden amerikanischen Jungen sind „Navy“,

„Army“ und „Notre Dame“ Colleges, die jahrelang die besten Amateurmansschaften stellten, feste Begriffe. Die amerikanische Öffentlichkeit bringt den Spielen der Universitätsmannschaften ein weit größeres Interesse entgegen als den „matches“ der Berufsspieler.

Drei Monate lang wiederholt sich dies Woche für Woche. Erst nach dem 1. Januar, dem Tag, an dem sich die beste Universitätsmannschaft mit der besten Berufsspielermannschaft zu einem Freundschaftskampf trifft, dessen Einnahmen für Wohltätigkeitszwecke verwendet werden, beruhigen sich die Gemüter. Doch nur für kurze Zeit: Im Frühjahr beginnt die Baseballsaison — und alles rollt in ähnlicher Form von neuem ab.

## BUNTE SPORTPLATTE

Die Freunde des Pariser Clubs Stade Français tun alles, um der Fußballmannschaft den Wiederaufstieg in die erste Division zu erleichtern. Zunächst verpflichtete man einen Boxweltmeister als Masseur, nämlich Edouard Tenet. Der frühere Mittelgewichts-Champion hat seit 1948 die Handschuhe an den Nagel gehängt und soll nun die Muskeln der Stade-Spieler geschmeidig machen. Ein weiterer Ansporn für die Mannschaft sind die Siegesgeschenke von Monsieur Leroy, der ein Geschäft für Herrenmoden besitzt. Zunächst versprach er für jeden Sieg eine Krawatte. Nun wechselte er auf Strümpfe über. Da es je Sieg aber nur einen Strumpf gibt, müssen die Spieler am nächsten Sonntag abermals gewinnen, um das begehrte Paar zu erhalten.

In Frankreich kam ein 109 Jahre altes Paar zu Meisterschaftsehren. Es handelt sich um den neuen 43jährigen Stehermeister Henri Lemoine, der hinter dem 66jährigen Schrittmacher Arthur Pasquier das Meistertrikot herausfuhr. Erst vor

kurzem hatten die beiden auch bei den Weltmeisterschaften in Mailand den dritten Platz (hinter Pronck und Leliart) erobert. Pasquier meinte lachend: „Wir stehen am Anfang einer neuen Karriere.“

Der amerikanische Tennis-Ranglistenspieler Earl Cochell wurde auf Lebenszeit disqualifiziert, da er bei den US-Tennismeisterschaften laufend die Schiedsrichterentscheidungen kritisierte und sich in den Besitz des Platzmikrophons zu setzen suchte.

Wie „Ceteka“ zu berichten weiß, ließ sich Emil Zatopek vor und nach seinem Weltrekordlauf über eine Stunde (20,052 km) von seinem Berater, Dr. Gornof, untersuchen. Vor dem Lauf wurden 68 Herzschläge gezählt, unmittelbar nach der ungeheuren Anstrengung waren es 168! Nach vier Minuten Ruhe ging die Zahl auf 108 Schläge zurück, nach zehn Minuten waren es noch 98, und nach drei Stunden war der Puls mit 52 wieder normal.



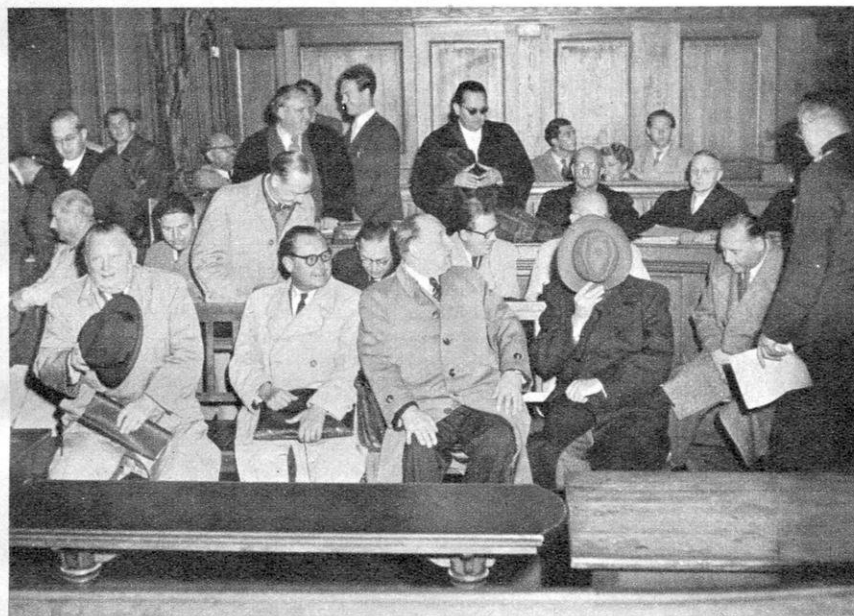
# AUFWÄRTS

JUGENDZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN GEWERKSCHAFTSBUNDES  
Verlagsleitung: Georg Reuter. Schriftleitung: Hans Treppte, Köln, Breite Straße 70 (Pressehaus),  
Telefon 7 91 88 und 7 92 88, Fernschreiber 088 562. AUFWÄRTS erscheint alle 14 Tage. Be-  
stellung bei allen Jugendfunktionären und Postämtern. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich  
1,15 DM zuzüglich 18 Pf. Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto  
beigefügt werden. Kupfertiefdruck: Kölner Pressedruck GmbH., Köln, Pressehaus, Breite Str. 70.



**SYMBOLISCHER POSTENWECHSEL** Beamte des Grenz-  
schutzes übernahmen  
die Wachen am Palais Schaumburg, dem Amtssitz des Bundeskanzlers, und  
zwar aus „Sicherheitsgründen“. Eine merkwürdige Begründung, denn der  
Grenzschutz hat im Gegensatz zur Landespolizei nur Befugnisse auf dem  
Grundstück selbst. Für notwendige Schutzmaßnahmen außerhalb ist er nicht  
befugt. Wahrscheinlich ist der tiefere Sinn der, die Bevölkerung vorbereitend  
wieder mit der feldgrauen Farbe vertraut zu machen. Bundespräsident Heuss  
hat einem solchen „symbolischen Postenwechsel“ für seinen Amtssitz noch  
nicht zugestimmt.

Foto: Schirmer, dpa



**STAHLSCHEIBER** Vor der Großen Strafkammer des Berliner Land-  
gerichts läuft der große Stahlschieberprozeß. Ange-  
klagt sind bekannte Persönlichkeiten des Wirtschaftslebens, die 14 Millionen  
Tonnen Stahl im Werte von 25 Millionen Mark von Westdeutschland nach der  
Sowjetzone verschoben haben. Dieser Prozeß ist bezeichnend für die Methoden,  
mit denen zum Teil im deutschen Wirtschaftsleben gearbeitet wird. Riesige  
Summen werden durch dunkle Geschäfte verdient. Mit diesen Geldern baut  
man prunkvolle Häuser mit allen Schikanen und treibt Luxus aller Art,  
während Millionen Menschen täglich von Pfennigen leben müssen. Dem Volke  
werden immer neue Lasten aufgebürdet, die Finanzminister jammern nach  
Gold, aber gleichzeitig ist es möglich, daß sich eine Schicht in aller Öffentlichkeit



**Kundschafter auf einsamer Insel**

Seiten 8 und 9

Foto: Jäger